



amades · Arbeitspapiere und Materialien zur
deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für Deutsche Sprache

Nummer 3/00 · Oktober 2000

ISBN: 3-922641-52-0

ISSN: 1435-4195 (Papier) · 1435-4349 (Diskette) · 1435-4357 (CD-ROM)

Handwritten: Hg

Karl-Heinz Bausch

Wandel im gesprochenen Deutsch.

Zum diachronen Vergleich von Korpora gesprochener Sprache
am Beispiel des Rhein-Neckar-Raums.

Handwritten: Hg 4278 /a

Institut für Deutsche Sprache
– *amades* –

Anschrift:
R 5, 6-13
D-68161 Mannheim
Fax: 0621/1581-200

Postanschrift:
Postfach 10 16 21
D-68016 Mannheim
E-Mail: amades@ids-mannheim.de

amades Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache 3/00

© 2000 Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6-13, D-68161 Mannheim
<http://www.amades.de>

Redaktion, Satz und Layout: Monika Kolvenbach, Norbert Volz

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung der Copyright-Inhaber unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung und Vertrieb im Eigenverlag.

Printed in Germany

Inhalt

0.	Vorbemerkung	7
1.	Gegenstand der Untersuchung	9
2.	Untersuchungsregion und Informanten	14
2.1	Der Rhein-Neckar-Raum	15
2.2	Rekrutieren der Informanten	16
3.	Zur Fortschreibung der Datenerhebung	21
3.1	Forschungslage	21
3.2	Rahmenbedingungen	24
3.3.	Testphase	27
3.4.	Entwurf des Erhebungsleitfadens	28
3.4.1	Kontaktaufnahme	30
3.4.1.1	Persönliches Anschreiben	30
3.4.1.2	Telefonische Terminabsprache	30
3.4.2	Erhebungen zum Kontext	32
3.4.2.1	Auswertung der Erstaufnahmen	32
3.4.2.2	Ortsbegehung	32
3.4.3	Anlage der Befragung	33
3.4.3.1	Die Gesprächssituation	33
3.4.3.2	Die Gesprächsthemen	34
3.4.3.3	Komentieren der Erstaufnahme	36
3.4.4	Erheben von Vergleichsdaten	37
3.4.4.1	Zahlen und Wochentage	37
3.4.4.2	Lesestil	38
3.4.4.3	Vergleichende Wortlisten	38
4.	Sprachwandel-Indikatoren	41
4.1	Liste sprachlicher Variablen	43
4.2	Indikatoren und Analysefelder	47
5.	Analyse des Sprachwandels	49
5.1	Quantitative Analyse	49
5.1.1	Spirantisierung w/b	50

5.1.2	Rhotazismus <i>r/d</i>	54
5.1.3	Das Partizip-II starker Verben <i>-(e)n/e/Null</i>	56
5.1.4	Grenzen der quantitativen Analyse	59
5.2	Interpretative Analyse	60
5.2.1	Individueller Wandel im Repertoire eines Sprechers	62
	5.2.1.1 Individueller Wandel im Repertoire von <i>haben</i>	63
	5.2.1.2 Individueller Wandel im Repertoire von <i>sein</i>	67
5.2.2	Wandel zwischen Generationen in der Synchronie	70
	5.2.2.1 Der Wandel von <i>haben</i>	70
	5.2.2.2 Der Wandel von <i>sein</i>	72
5.2.3	Kommunikativer Stil im Wandel	74
	5.2.3.1 Funktion der Rundung <i>o</i> in <i>haben</i>	75
	5.2.3.2 Funktion der Varianten „ <i>is</i> “ und Plosiv <i>d</i>	78
6.	Soziobiographischer Hintergrund des Sprachwandels	81
6.1	Einstellungen zum Dialekt und individueller Sprachwandel... ..	83
6.2	Soziobiographische Faktoren des Wandels	87
6.2.1	Spracherwerb in Elternhaus und Schule	88
6.2.2	Normenvermittlung in der Berufsausbildung	91
6.2.3	Soziale Profilierung und Sprache	92
6.2.4	Soziale und sprachliche Konsolidierung	94
6.2.5	Kommunikationsregeln in der Berufspraxis	96
6.2.6	Strukturwandel, soziale Mobilität und Sprache	98
6.2.7	Spracherziehungsstile früher und heute	100
6.3	Wandel im kommunikativen Stil und Sprachwandel	103
7.	Ergebnisse und Ausblick	107
8.	Literatur	112
9.	Anhang	129
9.1	Karte der Belegorte	130
9.2	Die Sprecher der Untersuchung	131
9.3	Anschreiben an die Informanten	138
9.4	Leitfaden zur Feldarbeit	139
9.5	Lesetexte	151

0. Vorbemerkung

Ausgangsbasis für die vorliegende Pilotstudie bilden die dialektalen Tonaufnahmen des Zwirner-Archivs aus den Fünfzigerjahren und die hochsprachlichen Tonaufnahmen des Pfeffer-Archivs aus dem Anfang der Sechzigerjahre und das diesen Aufnahmeaktionen zu Grunde liegende Erhebungskonzept. Am Beispiel der Aufnahmen aus dem Rhein-Neckar-Raum und dort eigens durchgeführten Neuerhebungen wird untersucht, wie man ausgehend von den überlieferten Gesprächsaufnahmen eine geeignete Neuerhebung konzipieren könnte, über die der Wandel der gesprochenen Alltagssprache in einem Abstand von vier Jahrzehnten diachron untersucht werden kann.

Dabei stellt sich die Frage, was unter Sprachwandel in der relativ kurzen Zeitspanne gefasst werden soll. Um eine Diskussion darüber zu umgehen, wird im Folgenden darunter sowohl soziostilistischer Wandel als auch Systemwandel auf den unterschiedlichen grammatischen Ebenen verstanden, denn es ist zu erwarten, dass in dem kurzen Zeitraum von etwas mehr als einer Generation in der Sprachverwendung der Sprecher Veränderungen eher im Sprachrepertoire und in dessen Anwendungsregeln liegen als im Systemwandel.

Zu diskutieren ist, ob das seinerzeitige Erhebungskonzept von Zwirner und Pfeffer einfach dupliziert werden sollte, oder ob ein geeigneteres Konzept entwickelt werden kann, das auf den Standards der Feldforschung zur Sprachvariation aufbaut und auch die Möglichkeit eröffnet, anhand der Neuerhebung den in der gegenwärtigen Forschungslandschaft üblichen Fragestellungen zur Sprachvariation im Gespräch nachgehen zu können, die auch als Sprachwandel im Vollzug interpretiert werden können.

Als Nächstes stellt sich die Frage möglicher Analysedimensionen. Zunächst muss geprüft werden, was die Tonaufnahmen von Zwirner und Pfeffer an Analysemöglichkeiten bieten. Eine andere Frage ist, welche Methoden zur Analyse der Sprachveränderungen Erfolg versprechend sind. In diesem Zusammenhang wird die Frage nach der Aussagekraft von quantitativen und

qualitativen Verfahren diskutiert und an exemplarischen Analysen vorgeführt.

Exemplarisch untersucht werden in dieser Studie die Sprachveränderungen von Individuen im Abstand von vier Jahrzehnten. Dieser Ansatz bietet die Möglichkeit, soziobiographische Daten direkt auf das veränderte Sprachverhalten einzelner Sprecher beziehen zu können. Offen bleibt dabei die Frage der Generalisierbarkeit dieser individuellen Sprachbiographien.

Die Aufgabe einer Pilotstudie ist, die Realisierbarkeit einer angedachten Hauptuntersuchung aus unterschiedlichen Perspektiven abzuschätzen und gangbare Lösungswege zu entwickeln. Nicht eben häufig tritt der erhoffte Fall ein, dass ein vorkonzipiertes Design geradlinig in eine erfolgreiche Hauptuntersuchung mündet. Im Regelfall kommt man über gelegentliche Fehlschläge und anschließende Neuorientierungen zu einem begehbaren Weg. Dementsprechend darf man keinen ausgefeilten Forschungsbericht erwarten, sondern mehr einen Werkstattbericht, in dem die praktischen Erfahrungen während der Arbeit offen gelegt und Vorschläge für weitere Untersuchungen entwickelt werden.

Karl-Heinz Bausch

1. Gegenstand der Untersuchung

Die vorliegende Pilotstudie zum Wandel im gesprochenen Deutsch verfolgt zwei unterschiedliche Fragestellungen.

- 1) Einmal geht es um ein dokumentarisches Interesse, nämlich um die Frage wie man die Dokumentation eines homogenen Korpus von „Sprachproben“ gesprochener Sprache in einer Nacherhebung fortschreiben sollte, damit es den im Lauf der Zeit gewandelten Kriterien für Konzepte der Datenerhebung genügt.
- 2) Zum anderen geht es um ein sprachanalytisches Interesse, nämlich um die Frage, wie interpretierbar die Daten aus einem früheren Korpus in der Gegenüberstellung mit Neuaufnahmen unter derzeitigen Forschungskriterien sind. Im Zentrum stehen demnach die beiden Fragen: 1. Auf welche Weise lässt sich Vergleichbarkeit von früheren Sprachproben mit Neuaufnahmen unter dem Aspekt der Datenerhebung und Datenanalyse herstellen, 2. was bedeutet Vergleichbarkeit unter veränderten wissenschaftstheoretischen und praktischen Rahmenbedingungen. Die Frage nach der Vergleichbarkeit von Daten wird diskutiert und versuchsweise abgesichert an den Befunden aus einigen exemplarisch ausgewählten Analysen, die Hinweise darauf geben, in welche Richtung die Sprachveränderungen gehen. Der zeitliche Abstand zwischen den beiden Erhebungen beträgt etwa 40 Jahre. Einschränkend muss gesagt werden, dass sich diese Befunde nur auf den Wandel in der Sprachverwendung von Individuen beziehen, d.h. auf die Sprecherbiographie der gleichen Person. Inwieweit daraus generalisierbare Schlüsse auf Tendenzen in der Sprachveränderung und auf den Sprachwandel zwischen Generationen gezogen werden können, sei dahin gestellt. Auch die Frage, inwieweit die in dem relativ kurzen Zeitraum von 40 Jahren beobachtbaren Veränderungen nur kommunikativ stilistische Umstrukturierungen im Sprachgebrauch oder auch einen Wandel im Sprachsystem aufzeigen, wird dabei zu klären sein. Im Folgenden werden zunächst beide Aspekte der Sprachveränderung unter dem Ausdruck Sprachwandel zusammengefasst.

Das Ausgangsmaterial der Untersuchung sind die im Spracharchiv des Instituts für Deutsche Sprache archivierten Tonkorpora von zwei flächende-

ckenden standardisierten Spracherhebungen, die Mitte der Fünfziger- bis Anfang der Sechzigerjahre erhoben wurden: Das eine Korpus, das so genannte *Zwirner-Archiv*, entstand aus einer Erhebung der deutschen Dialekte. Das andere Korpus, das so genannte *Pfeffer-Archiv*, ist das Ergebnis einer Erhebung der deutschen Hochsprache.

Das *Zwirner-Archiv* brachte Eberhard Zwirner in den Fünfzigerjahren auf den Weg. Es umfasst über 5.000 „Sprachproben“ deutscher Dialekte. Geführt wird es auch unter den Bezeichnungen *Monumenta Germaniae acustica* (*Deutsche Lautdenkmäler*) und *Deutsches Spracharchiv* (DSAv). Ziel des Unternehmens war eine synchrone flächendeckende Dokumentation von „Sprachproben“ der deutschen Dialekte des deutschen Sprachraums in den Grenzen von 1937. Der Aufnahmebestand ist dokumentiert in Knetschke/Sperlbaum (1983) S. 57ff. und in Haas/Wagener (Hg.) (1992).

Das *Pfeffer-Archiv* ist eine 1961 von Alan J. Pfeffer analog zum Zwirner-Archiv konzipierte Erhebung von „Sprachproben“ der deutschen Hochsprache in den deutschsprachigen Ländern. Dieses Korpus mit ca. 400 Aufnahmen wird auch geführt unter den Bezeichnungen *Basic German* oder *Grunddeutsch-Korpus*. Ziel der Erhebung war eine Dokumentation der deutschen „Hochsprache“, die für den Aussprache-Unterricht im Bereich Deutsch als Fremdsprache nutzbar gemacht werden sollte. Der Aufnahmebestand ist in Pfeffer/Lohnes (Hg.) (1984) dokumentiert.

Aus der Sicht des Dokumentars ist es nahe liegend, solche flächendeckenden, nach einem relativ einheitlichen Konzept vorliegenden Sprachdokumentationen in größeren zeitlichen Abständen zu wiederholen, um vergleichbare synchrone Bestandsaufnahmen in der Diachronie zu dokumentieren. Bereits in den Achtzigerjahren gab es am Spracharchiv des Instituts für Deutsche Sprache erste Überlegungen in diese Richtung. So schlugen Knetschke/Sperlbaum (1983, S. 65) vor, eine künftige Aufgabe des Spracharchivs am Institut für Deutsche Sprache sollte das Erstellen eines „dynamische(n) Archivs“ werden. Sie visierten Neuaufnahmen von etwa 600 Gewährspersonen als Grundgesamtheit für eine Fortschreibung an. Dabei sollten Informanten der jüngsten Generation aus dem Zwirner-Archiv der Fünfzigerjahre nochmals aufgenommen werden. Diese zur Zeit der Erstaufnahme 15–25-jährigen hätten bei der Nacherhebung nach fast 30 Jahren für die

mittlere Generation der 45–55-jährigen gestanden. Ergänzend dazu sollten wiederum Aufnahmen der jüngsten Generation dokumentiert werden. Der Sinn dieses Dokumentationskonzepts war die Bereitstellung von analogen Sprachdaten in aufeinander folgenden Zeitschnitten, über die vergleichend sowohl der Sprachwandel der gleichen Person – d.h. der individuelle Sprachwandel –, als auch der Sprachwandel von gleichen Altersgruppen, d.h. der kollektive Sprachwandel, im Abstand einer Generation untersucht werden konnte. Da das zentrale Interesse des Vorhabens in einer Dynamisierung der vorhandenen Dokumentation lag, blieb das von Zwirner entworfene Erhebungskonzept unangetastet. Es gab auch keine Überlegungen in Richtung auf die Art einer möglichen Auswertung, z.B. welcher Art der Sprachvergleich sein sollte, oder welcher Art die tragenden linguistischen Analysedimensionen sein können, die die Zwirnerschen „Sprachproben“ als vergleichendes Sprachmaterial eröffnen.

Erst Anfang der Neunzigerjahre wurde auch die Frage der Analysedimensionen angeschnitten, indem ein Teilaspekt des von Knetschke/Sperlbaum (1983) vorgeschlagenen Dokumentationskonzepts aufgegriffen und modifiziert wurde. Im Rahmen eines als Pilotstudie angedachten Vorhabens (siehe: Wagener 1991) sollte der individuelle Sprachwandel von Informanten aus dem Zwirner- und Pfeffer-Archiv in „Sprecherbiographien“ dokumentiert werden. Um die Biographien rekonstruieren zu können, sollte die Datenerhebung über die Zwirnerschen „Sprachproben“ hinaus durch entsprechende Interviews der Informanten ergänzt werden. Mit dieser Einschränkung auf den individuellen Sprachwandel, d.h. auf eine Art Longitudinalstudie des Sprachwandels von Individuen, wurde jedoch die bis dahin anvisierte eigentliche Dynamik einer Fortschreibung nicht mehr eingelöst, nämlich die Dokumentation der kollektiven Sprachveränderung von vergleichbaren Altersgruppen im Abstand von 40 Jahren. Offen blieb in dem Antrag auch die Frage, ob die Sprachproduktion in den biographischen Interviews auch die Sprachdaten für den neuen Zeitschnitt liefern sollten, oder ob analog zur ersten Erhebung das Zwirnersche Erhebungskonzept wiederholt werden sollte.

Die vorliegende Untersuchung ist im Kontext dieses Antrags entstanden. Sie soll die Übertragbarkeit des vorgeschlagenen Konzepts auf eine flächendeckende Erhebung „Panel-Studie“ überprüfen und gegebenenfalls ein – in etwa gleichem Zeitrahmen wie die seinerzeitige Erhebung von Zwirner –

realisierbares alternatives Konzept entwickeln. Im Einzelnen werden in dem Antrag folgende Aufgaben gestellt:

- 1) Ein geeignetes standardisiertes Erhebungsverfahren gesprochener Sprache soll empirisch in zwei ausgewählten Testregionen entwickelt werden, um „Voraussetzungen zu schaffen für eine möglicherweise im Anschluß durchzuführende Untersuchung ausgewählter Sprachwandelphänomene auf der breiten Basis der DSAv-Korpora“ (Wagner 1991, S. 3).
- 2) Eine Batterie von sprachwandelverdächtigen sprachlichen Variablen soll ausgewählt werden, die vergleichend an Aufnahmen aus dem Zwirner- bzw. Pfeffer-Archiv und an den Zweitaufnahmen mit denselben Informanten untersucht werden kann.
- 3) An zwei Dialektregionen soll überprüft werden, inwieweit die Zwirner-Aufnahmen der Fünfzigerjahre im Vergleich mit Erhebungen in der Pilotstudie geeignet sind, „um die arealen Dimensionen der Entwicklungstendenzen des gesprochenen Deutsch zu erfassen“ (Wagner 1991, S. 5).

Den Aufgaben entsprechend geht die vorliegende Studie in folgenden Schritten vor:

In Kapitel 2 werden die Wahl der Untersuchungsregion Rhein-Neckar-Raum begründet, das Rekrutierungsverfahren für die potentiellen Informanten beschrieben und die Informanten charakterisiert. Anhand der Ergebnisse aus dem Rekrutierungsverfahren wird diskutiert, ob die Absicht Erfolg versprechend ist, eine Neuaufnahme der damaligen Informanten im Sinn des Antrags auf eine flächendeckende Panel-Studie auszudehnen.

In Kapitel 3 wird das Zwirnersche Erhebungskonzept in den Kontext der weiteren Forschungsentwicklung eingeordnet und ein standardisiertes Erhebungsverfahren entwickelt, das geeignet ist für eine revidierte Fortschreibung der Datenerhebung unter Berücksichtigung der derzeitigen diversifizierten Forschungsinteressen zum Thema Sprachvariation/Sprachwandel. Die Diskussion zielt auf ein praktikables Konzept, das als Leitfaden zur Datenerhebung für eine Panel-Untersuchung geeignet erscheint.

In Kapitel 4 wird unter Heranziehung der Forschungsliteratur zur Sprachregion und anhand der Befunde aus den Zwirner- und Pfeffer-Aufnahmen so-

wie aus denen der Neuaufnahmen eine Liste von sprachwandelverdächtigen Indikatoren zusammengetragen, die im Rahmen einer breiter angelegten Untersuchung von Sprachdaten aus den beiden Zeitschnitten auf ihre Brauchbarkeit getestet werden können.

In Kapitel 5 wird eine kleine Auswahl aus der Liste der sprachwandelverdächtigen Indikatoren auf die Art ihrer quantitativen und qualitativen Veränderung in den vier Jahrzehnten untersucht, um einige Tendenzen des individuellen und kollektiven Sprachwandels zu beschreiben. In dem Zusammenhang werden die beobachteten Tendenzen des Sprachwandels unter dem Aspekt der Umstrukturierung des kommunikativ stilistischen Repertoires einzelner Sprecher diskutiert. Die Aussagekraft unterschiedlicher Analysemethoden unter dem Aspekt Sprachwandel steht dabei im Zentrum.

In Kapitel 6 werden die in den Interviews gegebenen soziobiographischen Auskünfte der Informanten über ihre Sprachverwendung und ihre eigenen Perspektiven zur persönlichen und sozialen Entwicklung bewertet und in ein empirisches Konzept zu potenziellen Hintergründen des Sprachwandels eingeordnet. Insbesondere werden einige soziobiographische Faktoren im Zusammenhang mit dem beobachteten pragmatischen Gebrauchs- und systematischen Strukturwandel betrachtet.

Kapitel 7 gibt eine Zusammenfassung der Ergebnisse und einen Ausblick auf Fragestellungen, die im Rahmen der Pilotstudie nur angerissen werden konnten, aber als bearbeitungswürdige Aspekte in künftige Vorhaben zum Thema Sprachwandel eingehen könnten.

2. Untersuchungsregion und Informanten

Das Ausgangsmaterial der Untersuchung umfasst sowohl dialektale Aufnahmen aus dem Zwirner-Korpus als auch hochsprachliche Aufnahmen aus dem Pfeffer-Korpus. Die Dokumentation der beiden Varietäten eröffnete die Möglichkeit, nicht nur den Sprachwandel der dialektalen und hochsprachlichen Varietäten selbst, sondern auch den gegenseitigen Einfluss der beiden Varietäten auf den Wandel sowohl der Dialekte als auch der Hochsprache unter unterschiedlich gearteten soziopragmatischen Gegebenheiten zu untersuchen. Zwei Forderungen waren maßgebend für die Auswahl der beiden Untersuchungsregionen: Sowohl der sprachstrukturelle Abstand der Dialektregionen untereinander als auch die pragmatische Beziehung zwischen den Regionaldialekten und der Hochsprache sollten in den beiden Regionen unterschiedlich geartet sein. Die sprachhistorisch begründete dialektale Nord-Süd-Gliederung des deutschen Sprachraums in niederdeutsche, mitteldeutsche und oberdeutsche Dialektregionen gebot es, eine der beiden Untersuchungsregionen aus dem niederdeutschen Raum zu wählen; denn der sprachstrukturelle Abstand des Niederdeutschen gegenüber dem Mitteldeutschen ist einschneidender als der zwischen dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Auch ist in den niederdeutschen Sprachregionen eine stärkere pragmatische Trennung zwischen den Dialekten und der Hochsprache zu beobachten als in den mittel- bzw. oberdeutschen Sprachregionen. Heutzutage ist die herrschende Meinung, im niederdeutschen Sprachraum sei eine Relation der Zweisprachigkeit zwischen beiden anzunehmen. Begründet wird dies sowohl mit dem sprachgeschichtlichen Argument der Entstehung und Verbreitung des Neuhochdeutschen, als auch mit der heute zu beobachtenden Domänenverteilung der niederdeutschen Dialekte.¹ Als ein Beispiel für den niederdeutschen Bereich wurde die Region Münsterland ausgewählt (s. Wagener 1997).

Eine Tendenz zur Zweisprachigkeit zwischen Dialekt und Hochsprache wird auch im oberdeutschen Sprachraum angenommen. Ausgeprägt ist sie in den süddeutschen Regionen, besonders in der Deutschen Schweiz.² In den miteldeutschen Regionen dagegen bewegt sich nach allgemeiner Auffassung

¹ Vgl. Kettner (1988), Möhn (1988), Stellmacher (1987).

² Vgl. Schuppenhauer/Werlen.(1983).

die pragmatische Beziehung der Dialekte zum Hochdeutschen auf einem Kontinuum zwischen den beiden Polen Dialekt und Hochsprache. Die vermutete Fluktuation zwischen den beiden Polen Dialekt und Hochsprache war ausschlaggebend dafür, als zweites Erhebungsgebiet einer mitteldeutschen Region den Vorzug zu geben.

Ich verwende im Folgenden den unter Laien üblichen umfassenden Terminus „Hochsprache“/„Hochdeutsch“. Er umfasst sowohl die präskriptive Hochlautung in der Nachfolge von Theodor Siebs als auch die praktizierte Standardaussprache mit ihren aus der Sicht der Sprecher gleichwertigen großregionalen Varianten in den deutschsprachigen Ländern (s. König 1989). Die empirisch zu begründende Ausdifferenzierung in (regionale) Standardsprache, colloquialer Stil, Lesestil u.Ä. ist auf dieser voranalytischen Beschreibungsebene noch nicht relevant. Auf die unterschiedlichen Konzepte von „Standardsprache“ in Großbritannien und Deutschland weist Durrell (1992 und 1999) hin. Die in den Siebzigerjahren aus dem Angelsächsischen ins Deutsche übernommene Entlehnung ersetzte anfangs synonym das bis dahin übliche „Hochsprache“. Auch der wertende Begriff „Substandard“, der eine regionale Varietät zwischen Basisdialekten und der Hochsprache fasst (Bellmann 1983) oder der nur vage definierte Begriff „Umgangssprache“ (Bichel 1973, Martin 1996) sind in dem Zusammenhang wenig brauchbar.

2.1 Der Rhein-Neckar-Raum

Die Entscheidung für den Rhein-Neckar-Raum als zweite Untersuchungsregion und als ein Beispiel für die mitteldeutsche Sprachsituation hat mehrere Gründe. Er ist sprachhistorisch gesehen ein Teilbereich im großen Verbreitungsgebiet des Rheinfränkischen, in dem die Sprachvariation der Sprecher heutzutage als Kontinuum zwischen den beiden Polen Dialekt und Hochsprache charakterisiert werden kann. Das ist im südlichen Teil, beginnend mit der Mainlinie und besonders im Rhein-Main-Neckar Ballungsgebiet der Fall. Das sind die Regionen Südhessen, Vorder- und Kurpfalz sowie Nordbaden mit den Großstädten Mainz/Wiesbaden, Frankfurt, Mannheim/Ludwigshafen und Karlsruhe. Die Grenzen der Untersuchungsregion wurden abgesteckt durch die Städte Bad Kreuznach im Nordwesten, Darmstadt im

Nordosten, Heidelberg im Osten, Karlsruhe im Süden und Pirmasens im Südwesten (s. die Karte der Belegorte in Anhang 1). Auch aus dialektgeographischer Sicht ist der Raum interessant. Dort sind Südhessisch und Pfälzisch beheimatet, durch deren Gebiet eine Reihe von Isoglossen verlaufen. Die Dialekte sind in der Fach- und Laienliteratur seit Anfang dieses Jahrhunderts recht gut dokumentiert, nicht nur für den ländlichen Raum sondern auch in den Stadtregionen (s. z.B. die Bibliographien von Wiesinger 1987, Wiesinger/Raffin 1982 oder in Post 1992). Unter sozialgeographischem Aspekt gesehen ist es eine Mischregion, in der dörfliche, klein- und großstädtische Strukturen nahe beieinander liegen, und das Pendeln zwischen Wohnort und Arbeitsplatz üblich ist. Durch die geomorphologische Struktur der beiden Gebirgszüge Pfälzerwald und Odenwald und durch die sich dazwischen in nord-südlicher Richtung erstreckende Rheinebene bedingt, gibt es aber auch heute noch abgeschiedene Regionen. Entscheidend für die Auswahl war jedoch letztlich auch die Belegdichte der „Sprachproben“ im Zwirner- und Pfeffer-Archiv, aus denen die Informanten für die Zweiterhebung rekrutiert werden mussten.

2.2 Rekrutieren der Informanten

Aus der Untersuchungsregion Rhein-Neckar-Raum sind im Bestand der beiden Tonsammlungen Zwirner- und Pfeffer-Archiv die Sprachproben von 345 Informanten konserviert. Die Recherche erfolgte über den als Datenbank am IDS vorhandenen und in Publikation veröffentlichten Gesamtkatalog der Korpora (Haas/Wagener 1992). Aus der Gesamtheit wurden die Sprecher des Jahrgangs 1920 und jünger ausgewählt. Das Alter der Sprecher lag zur Zeit der Ersterhebung Ende der Fünfzigerjahre zwischen fünfzehn und vierzig Jahren. Damit ist die damalige mittlere und junge Generation erfasst. Zur Zeit der Zweiterhebung in den Neunzigerjahren gehören die Sprecher mit einem Alter zwischen fünfzig und Mitte siebzig zur ausgehenden mittleren und älteren Generation.

Da nur die Informanten der Ersterhebung in Frage kamen, die – abgesehen von relativ kurzen Unterbrechungen – noch heute an ihrem damaligen Wohnort leben, konzentrierte sich die Recherche auf die Durchsicht der lokalen Telefon- und Adressbücher. Gleich lautende Vor- und Nachnamen

wurden als Indiz für eine mögliche Identität mit damaligen Informanten herangezogen und weiter recherchiert. Dieses in einer Pilotstudie vertretbare abkürzende Verfahren hatte den Nachteil, dass die seinerzeit noch ledigen weiblichen Sprecher der Ersterhebungen auf diese Weise kaum ausfindig zu machen waren, weil sie bei späterer Eheschließung den Namen des Gatten annahmen. Das war nach dem bis in die Siebzigerjahre geltenden Eherecht die Regel. Erst danach sind auch Doppelnamen oder der Familienname der Ehefrau bei Eheschließungen standesamtlich zugelassen worden. Weibliche Sprecher sind demnach in der Sprecherauswahl unterrepräsentiert.

Von den 345 Informanten aus den Fünfzigerjahren im Rhein-Neckar-Raum wurden aufgrund der Recherche die Adressen von 33 potentiellen Kandidaten ausfindig gemacht. Sie wurden schriftlich kontaktiert. Davon schieden elf Kandidaten aus. Sie waren unbekannt verzogen, nur Namensvettern, verstorben oder nicht zur Mitarbeit bereit. Von den verbliebenen 22 zur Mitarbeit bereiten Kandidaten kam mit 11 Personen nur ein mehrfacher Telefonkontakt zustande. Sie brachen ihre Bereitschaft zur Mitarbeit aus unterschiedlichen Gründen ab, z.B. wegen Krankheit, Blockieren durch Angehörige oder durch ihr Ableben. So konnte die Studie nur mit der geringen Anzahl von 11 Informanten durchgeführt werden. Sieben von ihnen sind Dialektsprecher, darunter ist nur eine Informantin. Unter den vier Hochsprachsprechern sind zwei Informantinnen.

Die geringe Erfolgsquote von knapp 4% bei der Informanten-Auswahl ist nicht überraschend angesichts der Alterspyramide in der Ersterhebung aus den Fünfzigerjahren, der wachsenden Mobilität in den vergangenen vier Jahrzehnten und der durchschnittlichen Lebenserwartung in der Bundesrepublik. Die geringe Erfolgsquote zeigt, dass die noch 1995 für eine flächendeckende Panelstudie angesetzte Schätzung, es stünden noch 1.000 Informanten für eine Zweitaufnahme zur Verfügung (so etwa Wagener 1997, S. 296), zu hoch gegriffen ist. Der Gesamtbestand des Zwirner- und Pfeffer-Korpus (d.h. sowohl der der Dialekt- als auch der der Hochsprache-Sprecher) umfasst etwa 9.000 Informanten aller Altersgruppen in den deutschsprachigen Ländern. Rechnet man die Erfolgsquote von 4% auf diese Gesamtheit um, kommt man Mitte der Neunzigerjahre nur auf ca. 360 Informanten, die bei einer flächendeckenden Nacherhebung in den deutschsprachigen Ländern zu einer Neuaufnahme bereit wären. Die Erweiterung

der Pilotstudie hin auf eine flächendeckende Panelstudie ist demnach aus Mangel an Informanten nicht möglich.

Bei der geringen Ausbeute von 11 Informanten war es wegen der daraus resultierenden geringen Belegdichte auch nicht möglich, die Vorgabe zu erfüllen, durch einen Vergleich der Aufnahmen des Zwirner- und Pfeffer-Archivs mit den Neuaufnahmen im Rhein-Neckar-Raum „die arealen Dimensionen der Entwicklungstendenzen des gesprochenen Deutsch zu erfassen“ (s. Wagener 1991, S. 5). Dass der Nachweis von Isoglossen-Bewegungen in einer breitflächig angelegten Panel-Studie mit wahrscheinlich 360 noch zu einer Neuaufnahme bereiten Sprechern im gesamten geschlossenen deutschsprachigen Raum gelingen könnte, ist wegen der geringen Belegdichte auszuschließen. Eine für Dialektologen interessante Frage wäre jedoch, zunächst einmal zu prüfen inwieweit die areale Belegdichte und die „Sprachproben“ des Zwirner-Archivs überhaupt für eine Kartographie der dialektalen Isoglossen in der Nachfolge des „Deutschen Sprachatlas“ geeignet ist. Bisherige Untersuchungen in diese Richtung mit Sprachdaten des Zwirner-Archivs sind mir nicht bekannt. (Die Frage, was die Daten des Zwirner-Archivs für eine Analyse von Isoglossen leisten, wird in Kap. 7 aufgegriffen.)

Die Erstaufnahmen mit den 11 im Rhein-Neckar-Raum noch erreichbaren Informanten wurden zwischen 1955 und 1961 gemacht, die der Dialektsprecher aus dem Zwirner-Archiv zwischen 1955 und 1959, die der Hochsprachsprecher aus dem Pfeffer-Archiv 1961. Im Folgenden werden sie zusammengefasst unter „Korpus der Fünfzigerjahre“. Die in dieser Studie durchgeführte zweite Erhebung mit den gleichen Informanten erfolgte von Ende 1994 bis Ende 1995. Sie wird im Folgenden „Korpus der Neunzigerjahre“ genannt.

Eine genauere Beschreibung der Informanten und ihrer biographischen Daten wird in Anhang 2 gegeben. Hier eine kurze Auflistung der Informanten nach Geschlecht, Wohnort, damaliger Berufsangabe und damaligem bzw. heutigem Alter:

Dialektsprecher:				Alter zur Zeit der Aufnahmen	
Nr.	Ge-schl.	Wohnort	Beruf (50er Jahre)	50er Jahre	90er Jahre
1	m	Neureut (Karlsruhe)	Einzelhandelskaufmann	35	75
2	m	Neureut (Karlsruhe)	Landvermesser (Lehre)	18	57
3	m	Iggelbach (Pirmasens)	Weberei-Facharbeiter	36	75
4	m	Ernsthofen (Darmstadt.)	Landwirt	26	66
5	m	Abtweiler (Bad Kreuznach)	Landwirt	20	58
6	m	Brandau (Darmstadt.)	Maurer (Lehre)	39	76
7	w	Handschuhsheim (Heidelberg)	Schülerin	13	50

Hochsprachesprecher:				Alter zur Zeit der Aufnahmen	
Nr.	Ge-schl.	Wohnort	Beruf (50er Jahre)	50er Jahre	90er Jahre
8	m	Wieblingen (Heidelberg)	Schüler	14	52
9	w	Eppelheim (Heidelberg)	Grundschul-Referendarin	25	59
10	w	Kirchheim (Heidelberg)	Grundschul-Referendarin	23	57
11	m	Mannheim	Jurist	27	61

Zur Einstufung der Informanten in Dialektsprecher bzw. Hochsprachesprecher wurde die Entscheidung der Aufnahmeleiter der Erstaufnahmen in den Fünfzigjahren übernommen.

Die 7 Dialektsprecher sind ohne Ausnahme im Ort der Aufnahme geboren und aufgewachsen. Aufgrund der damals in der Dialektologie üblichen Praxis, für einen Dialekt ideale oder repräsentative „Gewährsleute“ sollten ländlichen sozialen Welten angehören, wurden Stadtregionen als Aufnahmegebiet ausgespart. Aus dem gleichen Grund haben die Dialektsprecher im Zwirner-Archiv einen Hauptschulabschluss aufzuweisen und damals manuelle Berufe ausgeübt.

Die 4 Hochsprachesprecher sind entweder im Aufnahmeort geboren oder zumindest bis zum Ende des Grundschulalters dorthin zugezogen. Sie haben ohne Ausnahme ein Gymnasium besucht und akademische Berufe erworben. Die Aufnahmen wurden ausschließlich in städtischen Regionen durchgeführt. Diese Auswahl ist seinerzeit in den Erhebungen des Pfeffer-Archivs gezielt angestrebt worden. Nach damaliger Auffassung garantierten ein

städtisches Umfeld, eine gymnasiale Schulbildung und eine akademische Berufsausbildung gute Fertigkeiten in der an der Siebsschen Bühnensprache orientierten Hochsprache bzw. Hochlautung, die Gegenstand der Erhebung war. Der ideale „Gewährsmann“ oder repräsentative Informant für Hochsprache musste demnach diese Eingangskriterien erfüllen.

Auf Grund dieser Auswahlkriterien ist die Schicht-Zugehörigkeit der Sprecher in den beiden Archiven jeweils homogen. Die Dialektsprecher sind – was das Kriterium Ausbildung anbelangt – ausschließlich Angehörige der Unterschicht, die Hochsprachesprecher dagegen ausschließlich aus der oberen Mittelschicht ausgewählt. So ist das Material des Zwirner- und Pfeffer-Archivs nicht geeignet, um daran der Frage nach der Korrelation zwischen Sozialschicht und Sprachfertigkeit im Dialekt bzw. in der Hochsprache nachgehen zu können.³

Ebenso wenig kann die Frage beantwortet werden, wie unterschiedlich seinerzeit die dialektale Ausprägung in städtischen und die hochsprachliche Ausprägung in ländlichen Regionen war, weil entsprechende Erhebungen aufgrund der angenommenen Konzepte des idealen Dialekt- bzw. Hochsprachesprechers nicht vorgenommen wurden.

Auch die im Zusammenhang des Sprachwandels wichtige Frage nach der zweisprachigen Kompetenz der Sprecher in Dialekt und Hochsprache ist anhand des Materials nicht zu klären. Hinweise auf Fertigkeiten in der jeweils anderen Varietät gibt es weder in den Protokollbögen der Dialektsprecher im Zwirner-Archiv noch in denen der Hochsprachesprecher im Pfeffer-Archiv.

³ Eine – selbst in den 70er Jahren unter dem Forschungsschwerpunkt Dialekt und Schulerfolg – nie geklärte Frage.

3. Zur Fortschreibung der Datenerhebung

In diesem Kapitel werden die Rahmenbedingungen der Zwirner-Methode in die neuere Forschung eingeordnet und ein den gegenwärtigen Fragestellungen angemessenes Erhebungsverfahren entwickelt, um die Frage zu klären, ob und inwieweit zur Dynamisierung der Zwirner- und Pfeffer-Archive eine Fortschreibung des Zwirnerschen Erhebungsverfahrens genügt. Das Verfahren ist im Ansatz auch gedacht als Katalog von Minimalia zur ethnographischen Beobachtung natürlicher gesprochener Sprache. Er ist allerdings unter der Einschränkung zu betrachten, dass der in dieser Pilotstudie maßgebende spezielle Aspekt, eine Zweiterhebung mit den gleichen Informanten durchzuführen, bei einer verallgemeinernden Übertragung auf Erhebungen mit neuen Informanten unterschiedlicher Altersstufen entsprechend modifiziert werden muss.

3.1 Forschungslage

Die Tonaufnahmen des Zwirner- und Pfeffer-Archivs entsprechen in etwa dem von Labov (1966, S. 63ff.) vorgeschlagenen Konzept zur Elizitierung von Erzählungen. Sie liegen in den Fällen, in denen der Sprecher emotional ein Erlebnis erzählt, relativ nahe am natürlichen Sprechverhalten. Wie eine Testanordnung nach Labovs Empfehlung, nach der bei der Elizitierung von Sprachdaten das Beobachter-Paradoxon⁴ berücksichtigt werden muss, liest sich Zwirners „Anleitung zu sprachwissenschaftlichen Tonbandaufnahmen“. Aufgabe der Aufnahmeleiter war, monologische Erzählungen zu elizitieren. Dazu Zwirner (1964) S. 35:

Da stets damit gerechnet werden muß, daß sich der Sprecher im Hinblick auf die Sprachschicht nach seinem Gesprächspartner richtet, bzw. sich durch die Sprache und Sprachschicht des Gesprächspartners beeinflussen läßt, ist zu erstreben, daß auch der Frager die Mundart des Sprechers beherrscht und während der Aufnahme spricht und daß er sich also auch der Sprachschicht zu bedienen imstande ist,

⁴ „Das Ziel der sprachwissenschaftlichen Erforschung der Gemeinschaft muß es sein, herauszufinden, wie Menschen sprechen, wenn sie nicht systematisch beobachtet werden; wir können die notwendigen Daten jedoch nur durch systematische Beobachtung erhalten.“ Übers. in: Schlieben-Lange (1978) S. 102.

die der Sprecher unabhängig von der Aufnahmesituation benutzen würde, wenn er mit einem Gesprächspartner aus seinem Verkehrskreis über das angeschlagene Thema spräche.

Diesen Erhebungstypus nennt Zwirner „initiierten Erzählmonolog“. In moderner Terminologie würde man von elizitierten Erzählmonologen sprechen.

Festzuhalten ist jedoch, dass nicht die Konvergenz des Aufnahmeleiters hin zur Sprachebene des Informanten für die Dialektproduktion maßgebend zu sein scheint, sondern eher der Auftrag, eine reine „Mundart“ zu sprechen. Das belegt eine Reihe von Zwirner-Aufnahmen mit Aufnahmeleitern, die nur Hochsprache verwenden (z.B. Herr Bethge) oder einen regionalen Standard aus anderen Gegenden. Auch in diesen Aufnahmen produzieren die Informanten ihren Dialekt, unbeeindruckt vom anders sprechenden Interviewer.

Labov (1966 u.ö.) korreliert phonologische Variablen mit sozialen Schichten. Zwirner (1961) dagegen hat zum Ziel, Lautstrukturen (Sonagramme) nicht mit sozialen Variablen sondern mit areal-historischen Daten zu korrelieren; denn das „wissenschaftliche Ziel der linguistischen Auswertung von Sprachaufnahmen sind geographische Ordnungen (Isophonen) und ihre geschichtliche Deutung“ (...). Sie soll erfolgen über die Herstellung von „Schalldruckkurven, Lautstärkekurven, Melodiekurven, Sonagrammen“ über „die variationsstatistische Bearbeitung der Messungsergebnisse unter phonologischen Gesichtspunkten“ und die „geographische Darstellung der variations- und korrelationsstatistischen Ergebnisse (Isophonen)“ hin auf eine „sprachgeschichtliche Deutung der geographischen Zustandsbilder im Zusammenhang der politischen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte“. Als letzten Punkt, an den Rand gerückt, erwähnt er auch „die linguistische – lexikalische und grammatische – Ausschöpfung der Texte“. Sein Ziel war letztlich eine korrelationsstatistische Auswertung von instrumental-phonetischen Analysen, die interpretativ Phonemen zugeordnet werden sollten. Im Ergebnis sollten typische regionale Laut-/Klanggrenzen („Isophone“) für die Sprecher von unterschiedlichen Kulturlandschaften – ganz im Sinne der an Kulturräumen orientierten klassischen Dialektologie – aufgezeigt werden.⁵

⁵ Zur Einordnung von Zwirners Konzept in die seinerzeitige Forschungslage der Dialektologie s. Mattheier (1982) S. 636.

Während Labov an Kurath (1941) anknüpfend von einer „sozial realistischen Dialektologie“ ausgeht,⁶ bleibt Zwirners Konzept im Rahmen der klassischen sprachhistorisch orientierten Dialektologie. Ihm genügt je ein „Gewährsmann“ (ein idealer/repräsentativer Dialektsprecher) pro Areal („Planquadrat“) und Altersstufe. Anstelle der kontrollierten „Befragung“ tritt der kontrollierte „Erzählmonolog“, durch den die Sprecherkompetenz hervorgehoben wird. Dabei ist die individuelle Variation des Sprechens ein störender Faktor. Labov dagegen macht die Variabilität des Sprechens zum Thema. Damit tritt der zum repräsentativen Gewährsmann stilisierte Informant der klassischen Dialektologie ab und der individuelle Sprecher tritt als Individuum im sozialen Kontext in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Besonders von sozialdialektologisch orientierten Soziolinguisten aus dem angelsächsischen Bereich wurden im Zuge der Kritik an Labovs korrelativer Soziolinguistik Konzepte von angelsächsischen Sozialanthropologen und auch Konversationsanalytikern aufgegriffen und Fragen der Erhebung, Analysedimension und Funktionsbeschreibung von Sprachvariation in Alltagsinteraktionen zum zentralen Thema gemacht. Verwiesen sei in dem Zusammenhang auf Gumperz/Hymes (1964) und (1972), auf Hymes (1974), auf Gumperz (1982a) und auf die in Romaine (1982) geführte Diskussion über Sprachgemeinschaften, über die Art und Erhebung von Sprach- und sozialen Daten und über die Aussagekraft von quantitativen und qualitativen Analysen. Gumperz „Discourse Strategies“ (1982b), Lesley Milroys „Language and social Networks“ (1980) und ihr „Observing and Analysing Natural Language“ (1987) sind Handbücher der Szene. Dialektologische Untersuchungen in dieser Tradition sind z.B. Auers „Phonologie der Alltagssprache“ von Konstanz (1990) oder James Milroys „Linguistic Variation and Change“ (1992) zum Sprachwandel in Belfast.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklung ist Sprachvariation der zentrale Untersuchungsgegenstand sowohl der auf die Sprachverwendung hin orientierten als auch der auf den Wandel des Sprachsystems hin orien-

⁶ Labov (1966) S. 22: „The most important step forward towards a socially realistic dialectology was taken by Kurath (1941) who designed the *Linguistic Atlas of New England*, and its later extensions, to include informants of several social types in each community studied“.

tierten Dialektologie und Soziolinguistik. Komplexe Sozialstrukturen und deren Reflektion im sprachlichen Handeln werden zur Erklärung von Sprachvariation und Sprachwandel herangezogen. Kernstück der Datenerhebung ist der ethnographische Ansatz, d.h. die teilnehmende Beobachtung natürlicher Sprache und deren Aufzeichnung, das ethnographische Interview und das Beobachten und Recherchieren sozialer Netzwerke. Angesichts dieser Entwicklung sind Erhebungsverfahren, die auf die Ausblendung sprachlicher oder sozialer Variation abzielen, und standardisierte Fragebögen, sowie quantitative Analysen nur für spezielle Fragestellungen in der Sprachgeographie, Lexikologie oder grammatischen Kompetenz geeignet (vgl. Bausch 1975, 1979).

Als Ausgangspunkt für die Beobachtung und Analyse natürlicher Sprache bieten sich heute die Handbücher zur Feldforschung von L. Milroy (1987) und Saville-Troike (1989) an. Nützlich für entsprechende Konzepte zu standardisierten Befragungen in der klassischen Dialektologie (z.B. Erhebung des Basisdialekts mit Fragebuch, Einstellung gegenüber und Bewertung von Dialekten) ist die Studie von Werlen (1984). Sie würdigt kritisch das klassisch orientierte Interesse am Basisdialekt sowie eine Bestandsaufnahme und Gedanken zur Neuorientierung der Erhebungsmethoden in diesem Bereich der Dialektologie. Sie blendet natürliche Sprachverwendung bei der Erhebung von Basisdialekten nicht aus, sondern begreift sie als Daten, aus denen Basisdialekte rekonstruiert werden. Kontrollinstanz für die Validität eines vom Informanten gegebenen Belegs für den Basisdialekt ist letztlich das (fast gesprächsanalytische) Prüfungsverfahren des Tonmitschnitts der entsprechenden Befragungssequenz. Salopp ausgedrückt: Über die Supervision einer Befragungssequenz wird die Brauchbarkeit einer Informanten-Antwort bewertet.

3.2 Rahmenbedingungen

Unter dem Blickwinkel der dokumentarischen Kontinuität war nahe liegend, auch in der Zweiterhebung der Neunzigerjahre das Erhebungskonzept von Zwirner aus den Fünfzigerjahren zu wiederholen, um eine Vergleichbarkeit der Daten in den beiden Zeitschnitten zu garantieren.⁷ Dagegen sprachen:

⁷ Das schlugen z.B. Knetschke/Sperlbaum (1983) S. 65 vor.

Daten zur Sprecherbiographie mussten eingeholt werden, die ertragreicher über ein Interview als über einen Fragebogen gewonnen werden können. Die initiierten Erzählungen entbehren der Natürlichkeit, die in Interaktionen eingebundene Alltagserzählungen an sich haben. Sie sind mit ca. 10 Minuten Dauer zu kurz und bieten ein wesentlich begrenzteres Spektrum an lexikalischen und grammatischen Daten, an Sprechhandlungen und Sprachvarianz als dialogische Interaktionen, denn es gibt kaum Themenwechsel und gegenseitige Steuerung der Partner. Eine stichprobenartige gesprächsanalytische Durchsicht der Zwirner-Aufnahmen hat gezeigt, dass viele der seinerzeitigen Gewährsleute recht formal gesprochen haben, weil sie während ihres Vortrags die Erzählung gedanklich planten. Ein narrativ geführtes Gespräch hat den gleichen (oder sogar einen darunter liegenden) Formalitätsgrad. Mit einem etwa einstündigen Gespräch als Datenbasis kann man diese Defizite zumindest minimieren und außerdem das Interaktionsverhalten der Partner und deren Sprechweisen durch Analyse der Interaktionen evaluieren.⁸ Schließlich schien es sinnvoll, die Datenerhebung dem Forschungsstand anzupassen und so auch für Fragestellungen der interaktionalen und interpretativen Soziolinguistik zugänglich zu machen und nicht nur auf die von Zwirner anvisierte Fragestellung zu beschränken.

Weitere Argumente sind: Die Bereitschaft und Kompetenz zum monologischen Erzählen ist an allgemeine Lebenserfahrung in einer längeren Lebensspanne, bestimmte Erfahrungswelten und kulturelle Kontexte geknüpft. Das kommt auch in den Zwirner-Aufnahmen zum Ausdruck. Die flüssigsten Erzählmonologe wurden von Gewährsleuten der älteren Generation zu den Themen Feste, Brauchtum, Sagen und historische Erlebnisse/Überlieferungen produziert. Schon beim Thema Lebenslauf mussten die Aufnahmeleiter gelegentlich durch aufmunternde Fragen nachhelfen. Gewährsleuten der jungen Generation blieb nur die Alternative, einen Tageslauf zu erzählen, weil ihr Erfahrungswissen geringer und die durchlaufene Lebensspanne kürzer ist.

Auch die Einstellung gegenüber dem technischen Aufzeichnungsmedium hat sich geändert. Während der Aufnahmeleiter in den Fünfzigerjahren mit

⁸ Hinweise in diese Richtung findet man z.B. schon in Hymes (1962) S. 13-53 und in Labov (1966) im Kapitel über die Abgrenzung kontextueller Stile: „The best cues are channel cues: modulations of the voice production which affect speech as a whole.“ (S. 109).

der damaligen aufwendigen und im Alltag unbekannten Tontechnik das monologische Erzählen noch als besondere Produktionsbedingung für das Mikrofon inszenieren musste, kann man heute mit der miniaturisierten und allbekannten Tontechnik eine entsprechende Szenerie kaum noch herstellen. Entsprechend geringer ist die Bereitschaft, eine Geschichte als Monolog auf Band zu produzieren, denn der Mitschnitt eines Dialogs ist das natürlichere Aufzeichnungsverfahren. Der Wandel in unserer Alltagskultur hat auch die Erzählkultur verändert. Das heißt nicht, dass heute nicht mehr erzählt würde, sondern dass Erzählen mehr in dialogische Alltagssituationen eingebettet ist und andere Themen zum Gegenstand hat.

Gemäß der alltäglichen Erfahrung, der Forschungslage und der an die Dynamisierung der Zwirner- und Pfeffer-Archive gestellten Anforderungen wurde von folgenden Rahmenbedingungen ausgegangen:

- Ziel ist die Beobachtung und Erhebung natürlicher Sprachverwendung in natürlichen Situationen. Bewährt hat sich der ethnographische Ansatz, in dem der Feldforscher die Rolle des „vertrauten Fremden“ übernimmt.
- Sprechen hat immer auch eine konversationelle, ethnographische und soziologische Komponente, die zumindest in groben Rastern erfasst werden muss, um Funktionen und Wandel von Sprachverwendung in natürlichen Situationen interpretieren zu können. Ethnographische Beobachtungsprotokolle und ein an die regionalen sozialen Gegebenheiten angepasstes grobes Schichtenmodell sind dazu erforderlich.
- Die Sprecher verfügen potentiell über Fertigkeiten im Hochdeutschen und im Dialekt. Deshalb müssen beide Varietäten sowohl bei den Dialekt- als auch bei den Hochsprache-Sprechern in der Erhebung berücksichtigt werden.
- Für eine den damaligen Aktionen analoge flächendeckende Datenerhebung ist eine Standardisierung des Erhebungsverfahrens erforderlich. Da diese Forderung dem ethnographischen Ansatz widerspricht, müssen entsprechende Vorkehrungen getroffen werden, die diesen Widerspruch – zumindest teilweise – versöhnen.
- Der zeitliche Aufwand für die Erhebung pro Informant darf eine flächendeckende Aufnahmeaktion nicht konterkarieren. Bei den seinerzeitigen Zwirner- und Pfeffer-Aktionen lag das Aufnahmelimit bei ca. 10 Minu-

ten. Hinzu kamen Vorbesprechungen mit den Informanten über das zu präsentierende Thema und eine beträchtliche Zeit für die Installation der Technik. Nach dem Fahrtenbuch des damaligen Toningenieurs kam man pro Arbeitstag auf bis zu vier Aufnahmen. Ein gesetztes Limit von zwei Stunden pro Informant (eine Stunde Aufnahme und eine Stunde Ortsbegehung) in der Pilotstudie hat sich für den Teilbereich Rhein-Neckar Raum als praktikabel erwiesen.

- Die unter ethnographischen Gesichtspunkten angemessenere Lösung, nämlich die teilnehmende Beobachtung der Informanten und der Mitschnitt von deren Gesprächen in unterschiedlichen Situationen schied von vorn herein aus, weil sie den im Rahmen einer Panelstudie realisierbaren Zeitrahmen pro Informant sprengen würde. Trotz dieses Defizits ist der Versuch einer Standardisierung unter ethnographischen Gesichtspunkten eine reizvolle Herausforderung.

Offen bleibt die Frage, ob nicht eine teilnehmende Beobachtung in exemplarisch ausgewählten Lebenswelten oder Situationen in Regionen, die unter dem Aspekt kontrastierender sprachhistorischer Entwicklung ausgewählt werden, aussagekräftigeres Material erbringt als eine standardisierte Panel-Erhebung.

3.3 Testphase

Aufgabe war nun, den reduzierten ethnographischen Ansatz mit einem standardisierten „Leitfaden zur Feldarbeit“ in Einklang zu bringen. Um das zu erreichen, wurden ethnographische Interviews geführt. Sie waren konzipiert als Gespräch mit einem vertrauten Fremden über die Biographie und Sprachverwendung. Das Gerüst für das Gespräch bildete ein Themenkatalog. Die Themen wurden in freier Reihenfolge abgearbeitet. In einer anschließenden Supervision der Aufnahmeaktionen wurden die gemachten Erfahrungen und Gespräche mit einem Studenten ausgewertet und aus den Ergebnissen ein Vorschlag für einen Leitfaden entwickelt. Die in der Pilotphase gemachten Interviews entsprechen demnach nicht alle vollständig den Anforderungen des Leitfadens. Sie sind Versuche, die auf den Leitfaden hinführen.

Die Aufnahmen mit den Sprechern 1 und 2 wurden von mir allein gemacht, um Defizite des eigenen ersten Schreibtischentwurfs auszumachen. Die Aufnahmen mit den Sprechern 3 bis 8 wurden gemeinsam mit einem Studenten durchgeführt, um über eine diskursive Supervision aller Aspekte der Erhebungen die endgültige Fassung des Leitfadens auszuarbeiten. Die Aufnahmen 9 bis 11 führte der Student allein durch, um die Praktikabilität des Leitfadens zu prüfen.⁹

Um die Rolle des „vertrauten Fremden“ gegenüber den Informanten einnehmen zu können, ist es erforderlich, dass eine gleichsam persönliche Beziehung zu den Informanten aufgebaut wird. Deshalb wurde das Prinzip „ein Informant, eine Bezugsperson“ angewandt. Das hieß auch: derjenige, der den Erstkontakt zu einem Informanten aufnimmt, führt auch das Interview.

Um den Einfluss von Dritten auf das Sprachverhalten von Informanten im Interview überprüfen zu können, wurden auch Dialoge mit Dritten zugelassen. Der glückliche Umstand, dass ein Aufnahmeleiter der Zwirner-Aktion von dem Prinzip „initiiertem Erzählmonolog“ abwich und ein Gespräch zwischen zwei Freunden arrangierte (zwischen Sprecher 1 und Sprecher 2) besicherte einen lebendigen Dialog im Zwirner-Archiv.¹⁰ Dass ein Aufnahmeleiter der Pfeffer-Aktion die Chance nutzte, zwei Freundinnen in einem Lehrerseminar abzufangen, um ihnen nacheinander einen „initiierten Erzählmonolog“ abzuverlangen (Sprecherin 9 und Sprecherin 10), gab die Gelegenheit, die beiden in der Zweitaufnahme in den Neunzigerjahren zu einem Dialog zusammenzuführen. Bei den Interviews mit Sprecher 2 und Sprecher 5 beteiligten sich auch die Ehefrauen an dem Gespräch.

3.4 Entwurf des Leitfadens

Der standardisierte „Leitfaden zur Feldarbeit“ ist in Form einer Anweisung für Schulungszwecke gehalten. Er soll einerseits die Möglichkeit bieten,

⁹ Zu Dank verpflichtet bin ich Christoph Staffa. Ohne seine aktive Unterstützung hätte dieses Verfahren nicht realisiert werden können. Er hat die Gespräche in seiner Magisterarbeit quantitativ ausgewertet, s. Staffa (1996).

¹⁰ Die Sprecher konnten für die Aufnahme in den Neunzigerjahren leider nicht wieder zusammengeführt werden. Sie wurden getrennt aufgenommen.

Interviewer für eine Flächenerhebung auszubilden, andererseits soll er eine Art Memo für den bereits geschulten Interviewer sein. Die Ausführungen in den folgenden Abschnitten sind als Zusammenfassungen von Beobachtungen, Überlegungen und Ergebnissen zu verstehen, die während der Feldarbeit oder in der Supervisionsphase bei der Ausarbeitung der einzelnen Punkte des Leitfadens eine Rolle spielten.

Der Leitfaden zur Feldarbeit umfasst Hinweise zu folgenden Arbeitsschritten der Aufnahmeaktion:

1. Kontaktaufnahme
 - a. persönliches Anschreiben
 - b. telefonische Terminabsprache
2. Erhebungen zum Kontext
 - a. Auswertungen der Erstaufnahmen
 - b. Ortsbegehung
3. Anlage der Befragung
 - a. die Gesprächssituation
 - b. die Gesprächsthemen
 - c. Kommentieren der Erstaufnahme
4. Erheben von Vergleichsdaten
 - a. Zahlen und Wochentage
 - b. Lesestil

Der ausgearbeitete Leitfaden ist in Anhang 4 wiedergegeben. Die folgenden Abschnittnummerierungen entsprechen denen des Leitfadens, sodass die hinführenden Überlegungen mit den ausformulierten Anweisungen an den Interviewer im Leitfaden gegengelesen werden können.

3.4.1 Kontaktaufnahme

3.4.1.1 Persönliches Anschreiben

Es wurde versucht, das an die potentiellen Kandidaten der Pilotstudie gerichtete Schreiben in einem neutralen und Alltagssprachlichen Stil zu halten. Das Institut sollte nicht als wissenschaftliche Autorität in Sachen Sprache erscheinen, sondern der Absender sollte als an der Sprachveränderung interessierte Person verstanden werden. Eigene Erfahrungen in früheren Felderhebungen in der Region¹¹ haben gezeigt, dass Distanz entsteht und Türen verschlossen bleiben, wenn man sich als Vertreter einer Institution ausgibt.

Das Anschreiben sollte die telefonische Kontaktaufnahme ankündigen, die Bereitschaft zur Mitarbeit wecken und die Erinnerung an die damalige Aufnahme wachrufen. Es enthielt folgende Punkte:

- kurze Vorstellung des IDS und des Projektziels,
- Erinnerung an die Zwirner-/Pfeffer-Aufnahme mit Aufnahmedatum,
- Nennung der angesprochenen Themen in der damaligen Aufnahme,
- Bitte um Neuaufnahme,
- Ankündigung der telefonischen Kontaktaufnahme

Das an die potentiellen Kandidaten der Pilotstudie gerichtete Anschreiben ist in Anhang 3 wiedergegeben.

3.4.1.2 Telefonische Terminabsprache

Mit dem Telefonat sollte der Kandidat als Informant gewonnen und zu ihm eine persönliche Beziehung aufgebaut werden. Nach dem Prinzip „ein Informant, eine Bezugsperson“ führte derjenige die telefonische Terminabsprache, der auch das Interview durchführte.

¹¹ Z.B. im Rahmen des Projekts Kommunikation in der Stadt und der Datenerhebung für die Untersuchung von Davies (1995).

Den besten Erfolg für den Aufbau einer persönlichen Beziehung während der Telefonate hatte die Kombination: freundlicher Alltagsstil, Bekunden eines persönlichen Interesses an Sprachveränderungen und das Versprechen, die Zwirner-/Pfeffer-Aufnahme vorzuspielen und nach dem Interview zu überlassen. Erst danach wurde die Frage nach einem Gesprächstermin gestellt. Zum Aufbau einer persönlichen Beziehung trug auch bei, dass der Informant bei der Terminabsprache das Vorschlagsrecht bekam und seinen Wünschen entsprochen wurde, ebenso die zum Abschluss erbetene Wegauskunft, mit der er das Gespräch als Experte schließen konnte.¹² Dazu wurden im Vorfeld mögliche Fahrtrouten zum Wohnort des Kandidaten recherchiert, um beim telefonischen Kontakt eine Wegstreckenempfehlung aushandeln zu können.

Da sich die meisten Kandidaten nicht an die frühere Aufnahme erinnerten, wurde das Thema nicht expandiert. Stattdessen wurde das im Interview in Aussicht gestellte Vorspielen und Überlassen der Aufnahme erfolgreich benutzt, um die Bereitschaft für und das Interesse an einem Gespräch zu steigern.

Als schädlich für die Gesprächsdynamik erwies sich eine unaufgeforderte Darstellung des Instituts als Auftraggeber oder des Projekts, weil sie zu sehr vom Gesprächsziel abführte. Da man in einem Telefongespräch keinen Blickkontakt mit dem Partner hat, über den man nonverbale Rückmeldungen wahrnehmen könnte, kann man nur über sprachliche Äußerungen das Interesse des Gesprächspartners an den eigenen Ausführungen überprüfen. Das zurückhaltende Interesse der Informanten am Auftraggeber wurde in den Interviews bestätigt: Kein Informant stellte Fragen zur Art des Auftraggebers. Aus den wenigen – nach dem Gespräch selbst – gestellten Fragen zum Projekt wurde deutlich, dass sie die Arbeit als persönliches und allgemeines Interesse des Interviewers „am Dialekt“ verstanden. Das reicht offensichtlich zur Legitimation aus.

Das in Anhang 4 unter 1.2 gegebene Gesprächsmuster ist eine aus den Telefonaten mit den Informanten entwickelte idealtypische Rekonstruktion für den telefonischen Erstkontakt.

¹² Wegen fehlender technischer Voraussetzungen gelang es nur in zwei Fällen, die am Telefon gegebene Wegauskunft mitzuschneiden.

3.4.2 Erhebungen zum Kontext

3.4.2.1 Auswertung der Erstaufnahme

Vor den Verabredungen zur Zweitaufnahme wurden die Zwirner-/Pfeffer-Aufnahmen der Kandidaten aus den Fünfzigerjahren unter folgenden Gesichtspunkten ausgewertet, um Anknüpfungspunkte während des Interviews zu haben:

- Die Redeweise des Kandidaten in der Aufnahme aus den Fünfzigerjahren und während des Telefonats wurde intuitiv erfasst und notiert, um Erwartungshaltungen für die Gesprächsführung zu gewinnen (z.B. wortkarger, mitteilungsfreudiger, phantasiereicher Kandidat).
- Im Gespräch erwähnte Themen, soziale Kontakte und biographische Daten wurden als Stichwörter notiert, die man im Verlauf des kommenden narrativen Interviews einbringen könnte.
- Wörter oder Phrasen, die für den Interviewer erläuterungsbedürftig waren, wurden mit Kontext exzerpiert (z.B. Ortsnamen im Dialekt, dialektale Ausdrücke, Fachwörter oder Redewendungen).

3.4.2.2 Ortsbegehung

Zu den Aufnahmen der Fünfzigerjahre wurden seinerzeit keine Protokolle zum sozialen Umfeld der Informanten angefertigt.¹³ Um den Mangel an sozialen und ethnographischen Daten für die Untersuchung der externen Faktoren von Sprachvariation und Sprachwandel bei einer künftigen Dynamisierung des Archivs zu verringern, wurde der Ort oder zumindest der Stadtteil der Informanten unter ethnographischer Perspektive (max. eine Stunde) begangen. Zur Begehung gehörten visuelle Eindrücke zu Bewohnern, Bausubstanz, das Einholen von Wegauskünften, das zufällige Mithören von Gesprächen in Einzelhandelsgeschäften, das Lesen von Mitteilungen in

¹³ In der Frühphase der Zwirner-Aufnahmen wurde im Protokollbogen der Körperbautyp des Gewährsmanns nach E. Kretschmer vermerkt und ein Porträtfoto gemacht. Das weist darauf hin, dass Zwirners Untersuchungsinteresse eher auf die Sprachpsychologie von Regionen und Volksstämmen als auf die Dialektgeographie gerichtet war.

Schaukästen der Gemeindeverwaltung, Kirchen und Vereine. Die Beobachtungen wurden auf Band diktiert oder zumindest in Stichworten festgehalten.

3.4.3 Anlage der Befragung

3.4.3.1 Die Gesprächssituation

Um eine informelle Atmosphäre zu fördern, war vorgesehen, das Gespräch zu Hause beim Informanten zu führen. Alle Aufnahmen – ausgenommen die mit Sprecher 11 – fanden in deren Wohnung am Spätnachmittag oder Abend statt. Zum Herstellen einer informellen Gesprächsatmosphäre ist es ratsam, dass der Interviewer möglichst nicht in die Rahmengestaltung der Interviewsituation eingreift. Er sollte sie dem Informanten in seiner Rolle als Gastgeber überlassen. Deshalb wurden auch anwesende Dritte vom Interviewer nicht ausgeschlossen. Durch zögernde Haltung, fragenden Gesichtsausdruck oder direktes Fragen signalisierten einige Informanten dem Interviewer, dass er die Entscheidung über die Anwesenheit von Dritten zu treffen hatte. Ein Ausschließen von Dritten hätte dem intendierten Informalitätsgrad des Interviews geschadet. So nahmen bei den Aufnahmen mit den Sprechern 2, 3 und 5 auch die Ehefrauen (ebenfalls im Ort geborene Dialektsprecher) teil und beteiligten sich am Gespräch.

Die Gespräche mit den Dialektsprechern wurden in südhessischer Regionalsprache (mit Frankfurter bzw. Heppenheim Akzent) geführt. Besonders zu Gesprächsbeginn fluktuierte der Interviewer zwischen Hochsprache und Dialekt, um der Gesprächssituation die Formalität zu nehmen, die Gesprächen mit Fremden anhaftet. Die Gespräche mit den Hochspracheprechern wurden in Hochsprache mit leichtem südhessischem Akzent geführt. Im Verlauf des Gesprächs versuchte der Interviewer unauffällig mit der Sprachlage des Informanten zu konvergieren.

Um der Rolle des vertrauten Fremden gerecht zu werden, wurden aufgrund früherer Erfahrungen in eigenen Feldforschungen noch weitere Regeln zur Situation befolgt. Dabei spielen z.B. die Kleiderordnung, die Art der Situa-

tionsmoderation und die Art des Umgangs mit dem Aufnahmegerät eine nicht unwesentliche Rolle (s. Anhang 4 unter 3.1).

3.4.3.2 Die Gesprächsthemen

Folgende Themenbereiche wurden in der sich aus dem Gesprächsverlauf ergebenden Reihenfolge angesprochen:

1. Orts- bzw. Quartier-Entwicklung
2. Lebensqualität des Quartiers
3. Lebenslauf des Informanten
4. Erwerb des Dialekts/Hochdeutschen in der Jugend
5. Dialekt/Hochdeutsch im Beruf und mit Fremden
6. Sprachverwendung in der Familie
7. Sprachverwendung im Freundeskreis
8. Freizeitverhalten und soziale Einbindung
9. Kontinuität von sozialen Netzwerken
10. Öffentliche Verwendungsbereiche von Hochsprache und Dialekt
11. Veränderungen des Dialektgebrauchs im Ort
12. Einstellungen zu Dialekt und Hochsprache
13. Einschätzung der eigenen Hochsprache gegenüber der Norm

Der Katalog umfasst die in der ethnographischen Soziolinguistik üblichen Themenbereiche:

- Die Themen 1 und 2 sollten ethnographische Auskünfte aus der Perspektive der Informanten geben. Die Antworten lassen Schlüsse zu auf den Identifikationsgrad des Informanten mit dem Ort oder Stadtteil.
- Thema 3 diente der Erhebung von Sozialdaten.
- Die Themen 4 und 5 zielten auf den Spracherwerb und die Sprachbiographie des Informanten ab.
- Mit den Themen 6 bis 9 wurden soziale Netzwerke des Informanten seit den Fünfzigerjahren recherchiert, um einerseits den Mangel an entsprechenden Daten im Zwirner/Pfeffer-Archiv zu minimieren und andererseits zu testen, inwieweit man solche Daten über eine Befragung erheben kann, die eigentlich über teilnehmende Beobachtung ermittelt werden müssten.

- Die Themen 6 und 7 zielen auf die Sprachpraxis in dichten sozialen Netzwerken ab.
- Die Themen 8 und 9 zielen auf ortstypische soziale Netzwerke und die Einbindung des Informanten darin ab.
- Mit den Themen 10 und 11 wurden subjektive Beobachtungen zum allgemeinen Sprachgebrauch erhoben.
- Die Themen 12 und 13 zielten auf die individuelle Sprachverwendung der Informanten ab und auf ihre Einstellung zu und Einschätzung von eigenen Sprachfertigkeiten.

Die Analyse der Gespräche zeigte, dass für die Abarbeitung des Themenkatalogs nicht immer gezielte Fragen gestellt werden mussten. Sofern man dem Informanten die Chance zum Erzählen gab, expandierte er seine Antwort über die konkrete Frage hinaus und gab initiativ Auskünfte, die auch andere Themen des Katalogs betrafen. Deshalb beschränken sich die Ausführungen zum Interview im Leitfaden auf Hinweise zur Gesprächsführung.

Es genügten einige einfache Nachhaketechniken, um längere Erzählungen, die mit dem Gesprächstypus des Zwirner/Pfeffer-Archivs vergleichbar sind, und die Themen vertiefende Auskünfte zu erhalten. Hinweise dazu sind im Leitfaden in (Anhang 4 unter 3.1) gegeben.

Die Analyse der ersten Interviews hat gezeigt, dass der ungeschulte Interviewer dazu neigt, seine Aufmerksamkeit dem Gesprächspartner gegenüber verbal zu signalisieren. Um mit den Sprachproben des Zwirner- und Pfeffer-Archivs vergleichbare Erzählmonologe zu erhalten, wurde darauf geachtet, dass solche Kontaktsignale vom Interviewer nonverbal gegeben wurden. Die Analyse hat auch gezeigt, dass nonverbale Signale (Blickkontakt, Kopfnicken) den Erzählfluss stärker fördern als verbale phatische Signale (z.B.: *mhm, ja* u.Ä.); denn die verbalen Signale haben zum Teil ambige Funktion. Sie können als Aufmunterung fortzufahren verstanden werden oder auch als Signal, selbst das Rederecht übernehmen zu wollen.

3.4.3.3 Kommentieren der Erstaufnahme

Die Erstaufnahme wurde dem Informanten vorgespielt (möglichst auf einem gesonderten Gerät, um seine spontanen Kommentare aufzeichnen zu können) mit dem Ziel, ihn sprachliche Details daraus erläutern zu lassen oder gemeinsam zu besprechen. Der Versuch scheiterte aus unterschiedlichen Gründen:

- Die Informanten waren auf das Erkennen und Bewerten akustischer Aspekte ihrer Stimme fokussiert.
- Sie nahmen den gesamten Text als Einheit wahr. Sprachbetrachtung erfordert dagegen eine Segmentierung des Textes in kleinere Einheiten, die der Informant nur sehr unwillig mitvollzieht.
- Die Informanten waren mehr auf inhaltliche als auf sprachformale Aspekte fokussiert, deshalb nahmen sie nur grobe Kontraste wahr.
- Sie beschrieben Sprachkontraste nur sehr vage, weil ihnen keine entsprechenden fachsprachlichen Ausdrucksmittel zur Verfügung standen.

Aus diesen Gründen wurde schließlich auf ein kleinschrittiges Abspielen von Aufnahmesequenzen aus der Erstaufnahme verzichtet. Es hätte auch die entspannte Gesprächssituation dermaßen umdefiniert, dass sie zu einer nicht vereinbarten Befragung über ad hoc Kompetenz-Urteile ausgeufert wäre. In dem Fall, in dem es doch versucht wurde, änderte sich das Sprachverhalten des Informanten Richtung Formalität. Er wurde unwillig und stieg schließlich aus.

Letztendlich wurde das Vorspielen der Erstaufnahme nur genutzt, um ungesteuert einen persönlichen allgemeinen Eindruck des Informanten über sein früheres Sprachverhalten festzuhalten.

Das Vorspielen der Erstaufnahme hatte jedoch eine unerwartete kommunikative Funktion. Es erwies sich als ein ausgezeichnetes Stimulans zum Erzählen von Geschichten aus jener Zeit. Die wenigsten erinnerten sich an die damalige Aufnahme und versuchten, sie in ihren damaligen Lebenskontext einzubinden.¹⁴ Nur der Sprecher 1 und die Sprecherin 10 erinnerten sich

¹⁴ So erzählte einer von seinem ersten Traktor, den er in jener Zeit gekauft hatte. Die Spre-

spontan an die Aufnahme selbst, weil die Aufnahmesituation für sie außergewöhnlich war:

Sprecher 1 ist noch heute die seinerzeitig aufwendige Aufnahmetechnik in Erinnerung: *„Ich erinnere mich dran doch * sie hawwe so en Audo haben sie damals dastehe gehabt wo mer drin gsesse sinn *“* Er meinte damit den VW-Bus, in dem die technische Ausrüstung fest installiert war und der gelegentlich auch als Aufnahmekabine diente.

Sprecherin 10 hat die damalige Interviewsituation in schlechter Erinnerung. Sie empfand die Erhebungsaktion als eine Art Überfall: *„des war so ne zwangslage also isch habb ne grund ungude erinnerung * wir sind zur fordbildung gegangen in eh * des war noch da oben irgendwo ...“*

Hinweise zum Umgang mit der Erstaufnahme s. Anhang 4 unter 3.3.

3.4.4 Erheben von Vergleichsdaten

3.4.4.1 Zahlen und Wochentage

In einigen der Zwirner-Aufnahmen wurden die Zahlen von 1 bis 10 und/oder die Wochentage im Dialekt abgefragt. Um möglichst analoge Vergleichsdaten zwischen der Erst- und Zweitaufnahme zu erhalten und darüber hinaus auch einen internen Variantenvergleich zu ermöglichen, wurden im Anschluss an das Interview auch diesmal das Aufzählen der Zahlen von eins bis zehn und der Wochentage abgefordert, im Unterschied zu Zwirner nicht nur in einer Varietät, sondern sowohl im Dialekt als auch in der Hochsprache. Auf diese Weise ist in einem – zwar eng begrenzten Ausschnitt – sowohl ein diachroner Vergleich des Dialektwandels als auch ein synchroner Vergleich zwischen Dialekt und Hochsprache möglich.¹⁵

cherinnen 9 und 10 mokierten sich über das Verhalten von Dozenten, die sie seinerzeit im Lehrerseminar hatten.

¹⁵ Das wiederholte Aufsagen der Zahlen dürfte einem formalen Sprechen gleich kommen, wie es z.B. beim Wiederholen von Telefonnummern in Telefongesprächen zu beobachten ist.

3.4.4.2 Lesestil

Um das formale Sprechen in der Hochsprache und die Auswirkung der Schrift auf das Sprechen wenigstens ansatzweise abschätzen zu können, wurden die Informanten am Ende des Gesprächs aufgefordert, einen ihnen unbekannten Text vorzulesen. Über die dadurch erhaltene simulierte formale Sprechweise (Lesesprache) sollten zumindest ansatzweise die Routinen beurteilt werden können, die den Informanten im Umgang mit formalen Situationen in der Hoch- und Schriftsprache zur Verfügung stehen. Da in der Pilotstudie lediglich getestet wurde, welche Art von Text zum natürlichen Vorlesen geeignet ist, wurden unredigierte Texte ausgewählt. In künftigen Erhebungen sollte darauf geachtet werden, dass der Lesetext gezielt mehr eingestreute phonologische Kontrastierungen zum regionalen Dialekt enthält, damit typische Dialektimporte in der regionalen Standardsprache der Informanten untersucht werden können.

Versuchsweise wurden zwei unterschiedliche Texte ausgewählt (s. Anhang 5, Lesetexte).¹⁶ Der erste Text „Es drehen sich noch einige Mühlräder ...“ ist eine in poetischem Stil gehaltene Beschreibung, die dem Leser kritisch Landschafts- und Ortsveränderungen im Odenwald vor Augen führt. Er eignete sich besser zum Vorlesen als der zweite, weil er den strukturellen Wandel einer Region in den vergangenen Jahrzehnten beschreibt. Der im Interview zentrale Gegenstand Veränderung und Wandel ist auch im Lesetext ein zentrales Thema. Er stellt dadurch eine die Aufmerksamkeit bindende emotionale Nähe zur Interviewsituation her und erleichtert das verstehende Lesen, weil er konvergente Erfahrungen beim Leser evoziert. Der zweite Text ist ein sachlicher Text, sein Inhalt und Stil rufen eine distanzierte Lesehaltung hervor. Er wurde von Informanten als ein „Zeitungsartikel“ bezeichnet, den man „nie“ vorlesen, sondern nur inhaltlich wiedergeben würde.

3.4.4.3 Vergleichende Wortlisten

Der Versuch, aus jeder Erstaufnahme eine Liste von sprachwandelverdächtigen Wörtern oder Phrasen zusammenzustellen und im Interview nach Art

¹⁶ Die Informanten wurden ermuntert, die für das Vorlesen üblichen technischen Vorbereitungen zu treffen. Stilles Sich-Einlesen in den Text wurde nicht gestattet.

der Wenkersätze in Dialekt übersetzen zu lassen, scheiterte aus unterschiedlichen Gründen:

- Es war schwierig eine Liste von sprachwandelverdächtigen Wörtern oder Phrasen aus den Erstaufnahmen zusammenzustellen, die auch mit der Zweitaufnahme und den Aufnahmen untereinander vergleichbar geworden wäre.
- Die in der Erstaufnahme kontextgebunden gesprochenen Wörter waren kaum mit den kontextfrei gesprochenen Varianten der Zweitaufnahme vergleichbar.
- Verzichtet wurde auch darauf, eine Wortliste zusammenzustellen und nach dem Verfahren für das Elizitieren von formalem Sprechen in Labov (1966) vorzulegen oder nach Art der Wenkersätze eine Liste von konstruierten Sätzen übersetzen zu lassen, weil das einen massiven Wechsel der Gesprächssituation 'ethnographisches Interview' in Richtung 'Befragung' bedeutet hätte.

Auch der Versuch, im Nachhinein vergleichbare Wortlisten des gleichen Sprechers aus der Erst- und Zweitaufnahme zu extrahieren, und auf phonetischen Sprachwandel hin zu untersuchen, war wenig ergiebig und im Rahmen der Pilotstudie zu zeitaufwendig. Hier ein Beispiel für einen solchen Versuch an den Aufnahmen von Sprecher 5:

herum/herein, laufen:

- 50er Jahre: *do wor der doch e hund erinngeläf*
 90er Jahre: *ich fahr in ganz rheinland-pfalz erum*
losse sie ihr abberat schonn läfe

Arbeit, kriegen:

- 50er Jahre: *s jo ooch orwed*
isch hadd e schwerer schrecke kriet
 90er Jahre: *seltsamerweis honn die awwer ach all e orwet kriet*

sie haben, Jahr(e), Besitzer:

- 50er Jahre: *honn dene besitzer vun dem hund uffgesucht*
in dem joahr is das oft der fall

90er Jahre: *die **honn** schunn in de ledschde poor **joahr** e
poormol denn hald de **besitzer** gewechselt*

Flüchtling:

50er Jahre: *das kenn ich vun ere **flüchtlings**fraa her **

90er Jahre: *achtefuffzich woan ach schonn e paar **flichtlinge** do*

Auch wenn an diesem Beispiel belegt werden kann, dass sich das dialektale Inventar dieses Sprechers bezüglich der extrahierten Lexeme kaum gewandelt hat, ist der Vergleich von aus dem Kontext isolierten Lexemen in den beiden Zeitschnitten wenig sinnvoll und kaum aussagekräftig in Hinblick auf den Sprachwandel; denn er blendet die konversationelle Variation, die auch in den Korpora der Fünfzigerjahre beachtlich ist, aus. Auch in den damaligen Aufnahmen gibt es konversationelle Dialekt/Standard-Kontinua, obwohl die Sprecher explizit aufgefordert wurden, ihren „initiierten Erzählmonolog“ in „Mundart“ bzw. „Hochdeutsch“ zu produzieren. Dieses für die klassische Dialektgeographie unerwünschte Verhalten der Sprecher macht die Aufnahmen für die interpretative Soziolinguistik erst interessant.

4. Sprachwandel-Indikatoren

Die Sprachproben des Zwirner- und Pfeffer-Archivs aus den Fünfzigerjahren bieten – zumindest im Rahmen der Aktivität ‘monologisches Erzählen’ – eine natürliche konversationelle Sprachvariation. Besonders in den Fällen, in denen die Erhebungsvorgabe „Erzählmonolog“ durchbrochen wurde, ist auch metaphorischer Codeswitch nicht selten. Der folgende Ausschnitt aus der Zwirner-Aufnahme mit Sprecher 5 mag das illustrieren. Gegen Ende der Aufnahme fragt der Informant (WB:) den Interviewer (Int:):

WB: *ja also derft ich sie mo: was fro:e*

Int: *bidde*

WB: *sie spreche * eh * dialekt * das kenn ich * vun ere flüchtlingsfraa
her ** sie is eh * aus wolinie * sie is schunn * leider schunn
geschtorb * sie hot bei uns im haus gewohnt * wolinie das muß
do unne och am schwarze meer rum sein*

Int: *richdich*

WB: *also de selwe dialekt wie sie*

Int: *richdich*

WB: *sinn sie auch dort aus der gehend*

Int: *richdich * aus der gegend bin ich ooch **

WB: *ja **

Int: *ja **

WB: *also sie schbricht die genau also dieselwe *eh * eh **

Int: *wärter*

WB: *wärder wie sie*

Int: *ja * das kann ich mer denke*

Nachdem der Informant auftragsgemäß seine Verpflichtung als „Erzähler“ erfüllt und den „initiierten Erzählmonolog“ produziert hat, bittet er den Aufnahmeleiter darum, das Fragerecht zu erhalten, d.h. die Rolle des Interviewers übernehmen zu dürfen. Der Rollenwechsel wird ordnungsgemäß ausgehandelt durch: „dürfte ich sie einmal etwas fragen“ und die Erlaubnis des Interviewers: „bitte!“. Danach switcht er partiell in Richtung Hochsprache. Der Ausschnitt zeigt: Der Sprecher hatte seinerzeit schon eine gewisse Routine bezüglich der Sprechweisen in unterschiedlichen Situationen; denn

in der Rolle des Interviewers fühlt er sich offensichtlich zu einer formaleren Sprechweise verpflichtet als in seiner Rolle als Gewährsmann für den Ortsdialekt. Der Ausschnitt zeigt aber auch, dass der Interviewer sich nicht verpflichtet fühlt, sich auf einen natürlichen Dialog einzulassen. Seine Bestätigungen haben einen schulmeisterlichen Duktus (das akzentuierte „*richtig*“, und das Einspringen beim Wortfindungsproblem des Informanten „*Wörter*“). Daraus darf man sicherlich den Schluss ziehen, dass die Erzählungen im Zwirner- und Pfeffer-Archiv eine konservative und nicht die natürliche Sprechweise von Informanten dokumentieren. Das muss von Fall zu Fall durch Gesprächsanalyse geklärt werden, bevor man ein Urteil über den Sprachwandel des jeweiligen Sprechers abgeben kann.

Ebenso variiert der gleiche Informant in der Anfangsphase des ethnographischen Interviews aus den Neunzigerjahren:

*ich bin viel drauß eh * asso außerhalb im Außedienschd aber * ich bin da bei Landwirde bei Bauern net * also ich bin Berater für Schweineproduktion * so e Schbezialgebiet is des * un eh * gut die schprechen ja all ihr Dialekt mit mir * und da bemüh ich mich auch nichd groß * eh eh * gut mer verschdehn uns * seltsamerweis schdell ich sa=me=mä=mal'fesched daß die * wenn ich in die Pfalz komm * in die Palz * die gewwe sich iwwerhabd kä Müh Hochdeutsch zu sprechen net * aber wenn ich in die Eifel komme * die gewwe sich Müh * viel Müh Hochdeutsch zu schprechen gell * deren Dialekt is ja ach bißl schwieriger * also mittlerweile verschdeh ich das gell * aber die schalden gleich um und schprechen dann Hochdeutsch.*

Hier ist das Thema die unterschiedliche Sprechweise seiner Kundschaft. Seine Anpassung ihr gegenüber dokumentiert er auch in seiner Sprechweise. Besonders auffällig ist das in der Wiederholung: „*wenn ich in die Pfalz komm * in die Palz*“. Dem Interviewer gegenüber benennt er die Region zunächst in der hochsprachlichen Variante, dann zitiert er deren Bezeichnung in der dialektalen Variante der Einheimischen, die zu seinen Kunden zählen.

Die beiden Belege im Abstand von vier Jahrzehnten illustrieren die natürliche Sprechweise des Informanten. Im ersten Fall variiert er aus seiner dialektalen Sprechenebene, im zweiten Fall aus der hochsprachlichen Sprechenebene.

ne heraus. Übrigens, in der Region hat „*Dialekt*“ nicht nur in der dialektalen Variante das Genus Neutrum, sondern auch in der alltäglichen Hochsprache. Die maskuline Variante gilt als fachsprachliche Form, die gesteuert erworben wird.¹⁷

Um Sprachwandel oder Sprachveränderungen auf dem Kontinuum zwischen Dialekt und Hochsprache sowohl unter den einzelnen Dialekt- als auch Hochspracheprechern vergleichend beschreiben zu können, wurde eine Liste sprachlicher Variablen zusammengestellt, damit man das Variantenspektrum in den Aufnahmen der einzelnen Informanten erfassen und deren Sprachwandel quantitativ vergleichend konstatieren kann.

Voraussetzung für eine sinnvolle Analyse des Wandels ist jedoch auch, dass die Varianten in ihren Kontexten (Wort, Phrase, Äußerung, Sequenz) interpretiert werden können; dies ist notwendig, um ihre jeweilige konversationelle und kommunikativ stilistische Funktion und deren Wandel beschreiben zu können.

Deshalb wurde auch nach Indikatoren (Wörtern und Wortklassen) gesucht, über die man auf möglichst ökonomische Weise vergleichbare Kontextfelder für die konversationelle Analyse zugänglich machen kann.

4.1 Liste sprachlicher Variablen

Die folgende Liste der in den Aufnahmen vorkommenden Variablen auf dem Kontinuum Dialekt-Hochsprache wurde in drei Schritten entwickelt. Zunächst wurden die dialektalen Merkmale anhand der einschlägigen dialektologischen Fachliteratur zusammengetragen, um das unterstellte Kontinuum am dialektalen Pol auf der Ebene der Basisdialekte abzusichern. Anschließend wurden einschlägige Handbücher zur Hochsprache durchgesehen, um das Kontinuum auf dem entgegengesetzten hochsprachlichen Pol abzusichern.¹⁸ Anschließend wurden die Aufnahmen der elf Informanten

¹⁷ Beobachtung aus Germanistikseminaren: In Seminararbeiten ist ausschließlich die maskuline Form belegt, im colloquialen Diskurs dominiert dagegen Neutrum.

¹⁸ Bauer (1957, 1964); Bräutigam (1934); Danforth (1981); Grund (1934); König (1989); Liebray (1969); Müller (1931); Rudolph (1927); Schmitt (1986); Senft (1982); Siebs

aus den Fünfziger- und Neunzigerjahren abgehört und die notierten Varianten mit den beiden Listen abgeglichen. In der Liste fehlende relevante Varianten wurden nachgetragen, nicht relevante gestrichen. Das Verfahren entspricht im Wesentlichen der von Labov (1966) vorgeschlagenen Methode. Als Grundlage für seine Variablenliste zog er Kurath (1941) heran und Feldbeobachtungen in New Yorker Kaufhäusern.

Die nur ca. zehnmütigen Sprachproben des Zwirner- und Pfeffer-Archivs sind wegen der geringen Wortanzahl, der Art der Themenwahl und der Aktivität „Erzählen“ nur im Bereich der Phonologie geeignet für quantitative Untersuchungen (siehe die folgende Liste A zum Vokalismus und Liste B zum Konsonantismus). Im Bereich der Morphologie, Lexik und Grammatik sinkt die Chance bis auf Null, wenn man nach vergleichbaren Daten zu Belegen aus den ca. 45minütigen Neuaufnahmen der Neunzigerjahre sucht. So weist das Vorkommen von Varianten aus der folgenden Liste C (Morphophonologie/Grammatik/Lexik u.a.), wenn sie lediglich in den Aufnahmen der Neunzigerjahre belegt sind, letztlich nur darauf hin, dass sie zum heutigen Inventar des Sprechers gehören. Schlüsse auf die Kontinuität seines Sprachverhaltens über die vergangenen vier Jahrzehnte lassen sich daraus nicht ziehen.

A	Vokalismus	Beispiele	
		Dialekt	Hochsprache
1	Entrundung e/ö	<i>Kenne</i>	<i>können</i>
2	Entrundung i/ü	<i>Fieß; iwwer</i>	<i>Füße; über</i>
3	Entrundung ai/oi	<i>hait</i>	<i>heute</i>
4	Rundung oi/ai	<i>noigehe</i>	<i>reingehen</i>
5	Rundung o/a	<i>mol; Bolge, hoschd</i>	<i>mal; Balken; hast</i>
6	Senkung/Hebung u/o	<i>kumme; vum; Sunn</i>	<i>kommen; vom; Sonne</i>
7	Monophthongierung a, ä/au	<i>aach; laafe, lääfe</i>	<i>auch; laufen</i>
8	Monophthongierung e:/ei	<i>keen; heeß</i>	<i>kein; heiß</i>
9	Vokalqualität V/V:	<i>schonn; Vadder</i>	<i>schon; Vater</i>

(1930 und 1969); Steiner (1994); Wiesinger (1970); Wörterbuch der deutschen Aussprache (1969); Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache (1982).

B	Konsonantismus	Beispiele	
		Dialekt	Hochsprache
1	Nasalisierung	öfange; äfange	anfangen
2	Spirantisierung w/b	Hawwe	haben
3	Spirantisierung ch/g	Wache; sache; wesche	Wagen; sagen; wegen
4	Palatalisierung sch/s	Fesch; Kaschde;	Fest; Kasten,
5	Lenisierung d/t	Mudder; Audo; had;	Mutter; Auto; hat
6	Assimilation nd/n	Kinner; finne; unne	Kinder; finden; unten
7	Koronalisierung sch/ch	Geschischte; isch	Geschichte, ich
8	Rhotazismus r/d	Brurer,	Bruder
9	Affrikatisierung p/pf	Appel; Plaum; zabbe	Apfel; Pflaume; zapfen

C	Morphophonologie/ Grammatik/Lexik u.a.	Beispiele	
		Dialekt	Hochsprache
1	n-Apokope	fange; gelaufe	fangen; gelaufen
2	t-Apokope	hosch; bisch; musch	hast; bist; musst
3	e-Apokope	Hund; Tisch	Hunde Tische
4	Partizip II	a) gange b) khapt c) gearbeit d) gebroch e) gekennt, gedenkt	gegangen gehabt gearbeitet gebrochen gekannt; gedacht
5	Grammatik	a) hat gesagt gehabbd b) tut ... arbeiten c) tät ... komme d) is ... worde e) dem Fritz sein Traktor f) en schwerer Schreck kriet	hatte gesagt arbeitet würde ... kommen ist ... geworden der Traktor von Fritz. einen schweren Schreck bekommen
6	Lexik	bißl(e), bißje no; jetzat; hebe kriege	bisschen dann, jetzt; halten bekommen
7	Familiennamen Anrede Ortsnamen	a) der Müllers Hans b) Ihr c) Nered	(der) Hans Müller Sie Neureut

Durch die Untersuchungsregion Rhein-Neckar-Raum gehen mindestens sieben Dialekt-Isoglossen, deren Grenzen zur Zeit der Jahrhundertwende in Arbeiten der klassischen Dialektologie gut dokumentiert sind:

- die Rundung ai/oi (A3), „hait; nai/heute; neu“,
- die Monophthongierung e:/ai (A8), die „Gees/Gais“ Isoglosse,
- die Palatalisierung sch/s (B4), „raschde; Fesch/rasten; Fest“,
- der Rhotazismus r/d (B8), „Brurer/Bruder“,

- die zweite Lautverschiebung mit der Affrikatisierung *p/pf* (B9), „*Appel/ Apfel; Plaum/Pflaume; Pund/Pfund*“, ¹⁹
- der Wegfall des Partizip-II-Suffixes *-en* bei starken Verben (C4d), „*gebroch/ebrochen*“,
- die Koronalisierung *sch/ch* (B7), „*isch; Geschischd/ich; Geschichte*“. Sie ist eine relativ junge Erscheinung, die besonders anfällig für Hyperkorrektion ist (s. Herrgen 1986). Heute scheint sie in der Region eher eine diaphasische (stilistische) Isoglosse zwischen regionaler und überregionaler Hochsprache zu sein. ²⁰

Die areale Veränderung dieser sieben Isoglossen im Zeitraum zwischen den Fünfziger- und Neunzigerjahren – und auch die weiterer Isoglossen im deutschen Sprachraum – kann am individuellen Wandel von Sprechern des Zwirner-Pfeffer-Archivs nicht verfolgt werden, weil nur noch wenige Informanten zu einer Neuaufnahme erreichbar sind (s.o. unter 2.2).

An dieser isoglossenreichen Region könnte man testen, ob die Belegdichte im Zwirner-Archiv mit durchschnittlich je einer Gewährsperson der älteren, mittleren und jüngeren Generation, d.h. drei Informanten pro Planquadrat mit einer Seitenlänge von ca. 16 km dicht genug ist, um solche kleinräumigen Sprachgrenzen überhaupt abbilden zu können. Dazu müsste man alle Zwirner-Aufnahmen der Region auf die Variablen hin durchforsten. Ökonomischer ist und präzisere Ergebnisse bringt in diesen Fällen eine gezielte auf Tonträger mitgeschnittene Befragung zu den Variablen, wie sie in der Tradition der Wenker-Sätze noch heute in der Dialektgeographie üblich ist.

¹⁹ Siehe z.B. jüngst Hefner/Ureland (1980).

²⁰ Sie ist eine allgemein westmitteldeutsche Erscheinung. Sie setzt Mitte des 19. Jahrhunderts in den Stadtregionen ein. Der Wandel verläuft entgegen den alten Basisdialekten und dem Neuhochdeutschen. Nach den beiden Karten im Pfälzischen Wörterbuch Bd. III, S. 1287-1290: zum Pers. Pron. *ich* ist die Aussprache „*isch*“ 1887 nur in Ludwigshafen und Otterstadt nachgewiesen. 1960 ist sie bereits in der ganzen Pfalz belegt. Stärkerer „*isch*“-Gebrauch ist danach in den Städten Mannheim, Ludwigshafen, Speyer, Neustadt, Pirmasens, Zweibrücken, Saarbrücken zu beobachten.

4.2 Indikatoren und Analysefelder

Um Ausschnitte des Variantenspektrums und Aspekte des kommunikativen Stils möglichst ökonomisch zugänglich zu machen, wurde nach einem Verfahren gesucht, über das man lexikalisch vergleichbares Material erhält, das möglichst reich an Variation ist. Als besonders geeignete Indikatoren haben sich geschlossene Listen von Wortklassen und Lexemen erwiesen. Sie sind aus unterschiedlichen Gründen geeignete Indikatoren zum schnellen Erfassen von Sprachveränderungen über unterschiedliche Texte hinweg, denn

- sie rangieren in Häufigkeitslisten zum Sprachgebrauch weit vorne, deshalb kommen sie auch in kurzen Texten relativ häufig vor;
- von den Dialekten hin zur Hochsprache haben die meisten ein relativ breites Spektrum an Varianten, sodass man daran Sprachvariation und Veränderung gut untersuchen kann;
- aufgrund ihrer Vorkommenshäufigkeit reagieren sie sensibel auf Einstellungsänderungen gegenüber einer Sprachvarietät. Negativ bewertete Varianten werden schnell durch positiv bewertete ersetzt. Nicht oder positiv markierte Varianten verhalten sich dagegen recht konservativ;
- unter den Regularitäten des historischen Sprachwandels im Sprachsystem nehmen manche eine Sonderstellung ein.

Zur anschließenden Interpretation der Varianten auf ihre kommunikativ stilistische Funktion hin wurden die Kontexte (Kontext-Felder) der Indikatoren herangezogen. Folgende Indikatoren wurden in einer ersten Durchsicht der Aufnahmen ausgewählt:

Pronomen
Konjunktionen
Präpositionen
Modalverben
Die Verben *haben*, *sein* und *werden*.

Über die Kontextfelder, in denen die Wortklassen vorkommen, hat man einen groben Zugriff auf unterschiedliche linguistische Kategorien (z.B. Morphologie, Tempus, Syntax) und auf kommunikativ stilistische Aspekte.

Man kann die phonologische Variation von unterschiedlichen Varianten im jeweiligen Ausschnitt und deren Wandel untersuchen, ebenso ihr Zusammenspiel verfolgen.

Veränderungen in den beiden Zeitschnitten dürften sich eher als Umstrukturierung im Variantenspektrum, d.h. im Repertoire eines Sprechers und in Veränderungen von dessen „kommunikativ sozialem Stil“ (Kallmeyer 1995) darstellen, denn als Wandel in Sprachsystem.

5. Analyse des Sprachwandels

Alle Aufnahmen der Fünfziger- und Neunzigerjahre wurden der seit Labov in der Sozialdialektologie üblichen quantitativ statistischen Analyse und einige Aufnahmen einer interpretativen Analyse unterzogen um zu prüfen, welche Aussagen mit statistischen und interpretativen Verfahren über den Sprachwandel gemacht werden können und auf welche Weise sie zur Beschreibung und Erklärung der Sprachvariation unter dem Aspekt des individuellen Sprachwandels beitragen können.

5.1 Quantitative Analyse

Man kann über quantitatives Messen von Varianten einzelner Variablen deren Verteilung auf Sprecher oder Sprechergruppen ermitteln. Vergleicht man die Befunde mit sprachexternen Faktoren (z.B. Alter, Sozialschicht) oder mit den Befunden aus einem zweiten Zeitschnitt, erhält man quantitative Werte, die Veränderungen dokumentieren. Auf diese Weise wird z.B. die Dialekttiefe oder der Dialektabbau ermittelt. Labov hat dieses – in der Sozialdialektologie vielfach kopierte – Verfahren eingeführt (Labov 1963, 1966, 1972 u.ö.). Sein Interesse lag besonders darauf, durch den synchronen Vergleich unterschiedlicher Altersgruppen, Sozialschichten und Textgattungen (contextual styles), den fortschreitenden Sprachwandel (change in progress) in scheinbarer Zeit (apparent time) zu untersuchen. Im Folgenden wird das Verfahren auf den diachronen Wandel, d.h. auf die echte Zeit (real time) angewendet.

Zum Testen des Verfahrens auf seine Aussagekraft und Grenzen bezüglich des Sprachwandels in echter Zeit wurden in der vorliegenden Pilotstudie die folgenden Variablen ausgewählt:

- die Spirantisierung *w/b* (B2),
- der Rhotazismus *r/d* (B8),
- das Partizip Perfekt starker Verben *-(e)n/-e/-Null* (C4d),

Zu den statistischen Befunden der drei Variablenanalysen werden einige soziobiographische Daten aus den Interviews mit den Informanten herangezogen, um die Veränderungen auf die Hintergründe von Sprachvariation und Sprachwandel hin interpretieren zu können.

Die folgenden Tabellen geben die Realisierung der Varianten in Prozenten an.²¹

5.1.1 Spirantisierung w/b

Die Spirantisierung des Lenisplosivs *b* zwischen Vokalen und nach Liquid mit folgendem Vokal ist nicht auf den Rhein-Neckar-Raum begrenzt. Sie ist ein geeignetes Merkmal zur Abgrenzung der Hochsprache gegenüber den Dialekten im gesamten rheinfränkischen Raum:

hochsprachlich: *über, Abend* regional: *üwwer, Owend.*

hochsprachlich: *halbe, Kälber* regional: *halwe, Kälwer.*

Die folgende Tabelle zeigt den Mittelwert aller Dialekt- und Hochsprachsprecher und dessen Veränderung in den vier Jahrzehnten:

Varietät	Spirantisierung w/b		
	w-Variante		
	50er Jahre	90er Jahre	Differenz
Dialekt	88,2 %	85,8 %	- 2,4 %
Hochsprache	4,1 %	27,5 %	+ 23,4 %

Unter den Dialektsprechern hat der Mittelwert in den vergangenen vier Jahrzehnten lediglich um 2,4% abgenommen, d.h. die Gebrauchshäufigkeit der Variante hat sich kaum verändert. Die Variante ist mit 88,2% gegenüber 85,8% ein fast unverändertes Merkmal für Regionalität unter den Dialektsprechern geblieben.

Unter den Hochsprachsprechern dagegen ist sie von der niedrigen Ausgangsposition von 4,1% vor 40 Jahren um beachtliche 23,4% auf 27,5%

²¹ Für die quantitative Auszählung der Variablen danke ich Christoph Staffa. Vgl. auch Staffa (1996) S. 76-87.

gestiegen. Dieser beachtliche Anstieg der *w*-Variante kann nicht ausschließlich darauf zurückgeführt werden, dass die Sprecher in den Fünfzigerjahren möglicherweise ein formaleres Hochdeutsch sprachen, weil sie explizit aufgefordert wurden, Hochsprache zu produzieren, während sie in den Neunzigerjahren lediglich ihr Hochdeutsch in einem in Hochdeutsch geführten Interview zum Thema Sprachwandel produzierten. Der Befund weist eher darauf hin, dass sich in der Region die Hochsprache in die Richtung der dialektalen Varietät verändert hat und nicht umgekehrt. Die Variante ist nach wie vor auf hohem Niveau ein stabiles Merkmal für die Dialekte der Region, aber sie ist seit über 40 Jahren auf dem Weg ein konstitutives Merkmal für die regionale Standardsprache zu werden. Sie ist deshalb in der Region nicht mehr geeignet zur Abgrenzung der Dialekte gegenüber der regionalen Hochsprache. Es sei denn, man definiert Hochsprache präskriptiv nach den auf Siebs zurückgehenden Regeln zur deutschen Hochlautung (Bühnenaussprache).

Betrachtet man dagegen die Werte der einzelnen Dialektsprecher untereinander, stellt man fest, dass die Dialekttiefe bezüglich der *w*-Variable unter den einzelnen Sprechern beachtlich streut, sowohl in den Fünfziger- als auch in den Neunzigerjahren. Auch die quantitative Veränderung der einzelnen Sprecher in den vier Jahrzehnten verläuft recht unterschiedlich. Eine signifikante Korrelation zwischen den Altersstufen und der Häufigkeit der Variante ist nicht festzustellen.

Dialektsprecher Spirantisierung <i>w/b</i> <i>w</i> -Variante							
Sprecher	50er Jahre			90er Jahre			Diff. %
	Alter	Belege	<i>w</i> %	Alter	Belege	<i>w</i> %	
1 (m)	35	12	75	75	61	91,8	+ 16,8
5 (m)	20	30	80	58	117	94,9	+ 14,9
6 (m)	39	22	95,5	76	49	97,9	+ 2,4
4 (m)	27	22	100	66	59	98,3	- 1,7
3 (m)	35	52	100	75	49	97,9	- 2,1
7 (w)	13	18	66,7	50	36	47,2	- 19,5
2 (m)	18	23	100	57	51	72,5	- 27,5

Die Dialekttiefe der Dialektsprecher liegt in den Fünfzigerjahren zwischen 100% und 66,7%, in den Neunzigerjahren liegt sie zwischen 98,3% und 47,2%. Es gab demnach damals schon eine beachtliche Spanne an Dialekt-

tiefe – oder besser gesagt: Variationsbreite – unter den „Gewährsleuten“. Die maximale Veränderung nach vier Jahrzehnten reicht von plus 16,8% bis minus 27,5%. Das heißt: einige Sprecher haben ihre Dialekttiefe gefestigt, andere sie reduziert. Die Tatsache, dass die Sprecher in den Fünfzigerjahren explizit aufgefordert wurden, Dialekt zu sprechen, in den Neunzigerjahren ihren Dialekt dagegen lediglich in einem im Regionaldialekt geführten Interview zum Dialektwandel produzierten, dürfte eher darauf hinweisen, dass die in Interaktionen verwendete Dialekttiefe in den Fünfzigerjahren bereits geringer war als die damaligen Werte ausweisen.

Den niedrigsten Wert in beiden Zeitschnitten erreicht der jüngste Informant, die Sprecherin 7. Sie gab im Interview an, dass sie nie „richtig“ Dialekt sprechen konnte, weil ihre Eltern wegen der Kundschaft in ihrer Gärtnerei keinen tiefen Dialekt sprachen. Sie scheidet demnach zwar als „Gewährsmann“ unter den Dialektsprechern aus, ihr Sprachverhalten ist jedoch ein Indiz dafür, dass die Variation zwischen *b* und *w* schon seinerzeit ein Charakteristikum der regionalen Standardsprache war und bis heute geblieben ist. Ihr intuitives Urteil beim Abspielen der Erstaufnahme war, dass sich ihre Sprache „kaum“ verändert habe.

Die höchste Dialekttiefe damals und heute zeigen die Sprecher 3, 4 und 6 mit 100%, 100%, 95,5% gegenüber 97,9%, 98,3%, 97,9%. Obwohl sie mehrere Jahre ihres Berufslebens in kleinstädtische Nachbargemeinden gependelt sind – die Sprecher 3 und 6 waren dort Sachbearbeiter in der Gemeindeverwaltung – hatte das keinen Einfluss auf ihre Dialekttiefe. Alle drei gaben an, dass ihre Ehefrauen aus dem gleichen Ort stammen und sie enge Beziehungen zu ihren Kindern und Enkeln pflegen, die zum Teil in der nächsten Nachbarschaft wohnen. Möglicherweise ist das eng geknüpfte familiäre Netzwerk mit ausschlaggebend für die fast unveränderte Dialekttiefe. Die durch Schriftlichkeit geprägte Berufspraxis dagegen hat das Sprachverhalten minimal beeinflusst.

Interpretationsbedürftig sind die extremen Veränderungen bei Sprecher 1 und Sprecher 2. Beide wohnen im gleichen Ort, beide sind seit über vierzig Jahren im gleichen kirchlichen Freizeitverein, zeitweise im Vorstand, aktiv. Beide waren bzw. sind ihr Berufsleben über in die nächste Großstadt gependelt, Sprecher 1 als Sachbearbeiter in der Korrespondenzabteilung eines

Versicherungskonzerns, Sprecher 2 als Vermessungstechniker in einer Landesbehörde. Obwohl ihre Biographien sehr ähnlich sind, verläuft der quantitative Wandel der *w*-Variante entgegengesetzt:

In den Fünfzigerjahren ist Sprecher 2 18 Jahre alt und kommt auf 100%, Sprecher 1 ist 35 Jahre alt und kommt auf 75% Dialekttiefe. Die Werte können als Indiz dafür gesehen werden, dass der Dialekt in den Fünfzigerjahren bei der jungen Generation noch ungebrochen erhalten war. Bei der mittleren Generation fand dagegen bereits ein Driften in Richtung Hochsprache statt, das möglicherweise auf formale und an Schriftformen orientierte Kommunikationsformen im Beruf zurückzuführen ist.

In den Neunzigerjahren ist Sprecher 2 57 Jahre alt und kommt auf 72,5%, Sprecher 1 ist 75 Jahre alt und kommt auf 91,8% Dialekttiefe. Der unterschiedliche quantitative Wandel der Variante bei den beiden Sprechern kann darauf beruhen, dass Sprecher 1 mit einer einheimischen Dialektsprecherin verheiratet ist, Sprecher 2 dagegen mit einer Auswärtigen aus Thüringen. Man müsste danach unterstellen, dass Sprecher 2 seine Dialekttiefe durch Konvergenz mit dem Ehepartner in der häuslichen Kommunikation abgebaut hat, während sich bei Sprecher 1 die Dialekttiefe nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben durch die intensivierte häusliche Kommunikation so weit verstärkt hat, dass sie fast den Wert der jungen Generation in den Fünfzigerjahren erreicht.

Sprecher 1 stand in den Fünfzigerjahren als 35-jähriger schon einige Jahre im Berufsleben, Sprecher 2 steht in den Neunzigerjahren als 57-jähriger noch im Berufsleben. Da die Werte der beiden mit 75% bzw. 72,5% nahe beieinander liegen, könnte man schließen, dass die Veränderung der Dialekttiefe durch den Kontakt mit beruflichen Kommunikationssituationen damals wie heute bei ca. 25% liegt.

Bei allen Hochsprachessprechern dagegen nimmt in den vier Jahrzehnten der quantitative Wert der *w*-Variante zu.

Hochsprachesprecher Spirantisierung <i>w/b</i> <i>w</i> -Variante							
	50er Jahre			90er Jahre			
Sprecher	Alter	Belege	<i>w</i> %	Alter	Belege	<i>w</i> %	Diff.%
10 (<i>w</i>)	23	16	0	57	26	7,7	+ 7,7
9 (<i>w</i>)	25	30	6,6	59	55	27,3	+ 20,7
11 (<i>m</i>)	27	31	3,2	61	60	26,7	+ 23,5
8 (<i>m</i>)	14	62	6,5	53	95	48,4	+ 41,9

Der jüngste, Sprecher 8, geht mit Abstand voran. Von 6,5% in den Fünfzigerjahren steigert er die Frequenz um 41,9% auf heute 48,4%. Seine sozobiographischen Daten aus dem Interview widersprechen der Erwartung, eine enge lokale Verankerung oder „Ortsloyalität“ (Mattheier 1985) sei die Ursache für den Wandel. Er hat nach eigener Aussage mit dem Eintritt ins Gymnasium „den Dialekt aufgegeben“, ist mit einer Sächsin, die keinen sächsischen Akzent spricht, verheiratet, pendelt seit Jahren nach Mannheim, wo er als Berater für internationales Recht in einem Großunternehmen tätig ist. Er hat keine Freizeitbindungen zum Wohnort. Der Befund stützt die Hypothese, dass die *w*-Variante heute nicht mehr stigmatisiert, und demnach als Variante der regionalen Hochsprache einzuordnen ist, denn selbst seine geringe lokale Verankerung hat die Häufigkeit der *w*-Variante nicht verringert, sondern gesteigert. Ob die Zunahme der *w*-Variante durch die Sprechweise am Arbeitsplatz gestützt wird, kann nur durch teilnehmende Beobachtung geprüft werden. Jedenfalls hat die passive Erfahrung mit dialektalen Sprechern in seiner Umgebung seine Hochsprache in Richtung regionale Varietät verändert (Auer 1997). Möglicherweise ist gerade dieser Sprechertyp der Prototyp der derzeitigen regionalen Hochsprache.

5.1.2 Rhotazismus *r/d*

Für die Dialekte der Ostpfalz und im vorderen Odenwald ist der Rhotazismus *r/d* ein typisches Merkmal (s. u.a. Post 1992, S. 90-94; Bauer 1957, S. 63): Hochsprachliches intervokalisches *d* wird in den Dialekten zu *r*.²²

²² In einigen Gegenden wird hochsprachliches *r* zu dialektalem *l*. Dieser Lambdazismus ist in diesem Korpus nicht belegt.

Hochsprachlich:	<i>Boden</i>	dialektal: „ <i>borem</i> “,
hochsprachlich:	<i>Feder</i>	dialektal: „ <i>fere</i> “,
hochsprachlich:	<i>Bruder</i>	dialektal: „ <i>bru(o)ra</i> “

Der Rhotazismus ist auch im Sprachwissen der Sprecher ein primäres Merkmal zur gegenseitigen Abgrenzung von Dialekten, denn sie nennen ihn in selbst zitierten Beispiel-Belegen. Die Dialektsprecherin 7, die weder in der Erst- noch in der Zweitaufnahme Rhotazismusbelege aufweist, bezeichnet denn auch ihre Sprechweise als stadtmundartlich. Die südlich dieser durch die Ostpfalz und den vorderen Odenwald verlaufenden Isoglosse beheimateten Dialektsprecher 1 und 2 aus Neureut bei Karlsruhe und die Hochsprachsprecher aus dem Pfeffer-Korpus zeigen erwartungsgemäß keinen Rhotazismus.

Bei den Dialektsprechern mit Rhotazismus in der Erst- und Zweitaufnahme ist der Mittelwert der Zweitaufnahme (56,3%) gegenüber der Erstaufnahme (73,5%) um 17,2% gesunken.

Dialekt- sprecher	Rhotazismus <i>r/d</i>						
	<i>r</i> -Variante						
	50er Jahre			90er Jahre			
	<i>r</i> und <i>d</i>	<i>r</i>	<i>r</i> %	<i>r</i> und <i>d</i>	<i>r</i>	<i>r</i> %	Differenz
3	29	26	89,7	46	39	84,8	- 4,9%
6	17	9	52,9	41	19	46,3	- 6,6%
4	22	19	86,4	35	28	80,0	- 6,4%
5	15	14	93,3	29	13	44,8	- 48,5%
7	7	0	0,0	25	0	0,0	0,0%
Mittel- wert			73,5			56,3	- 17,2%

Der Befund bei den einzelnen Sprechern zeigt, dass die Gebrauchshäufigkeit der Variante in den vier Jahrzehnten mit einem Rückgang zwischen 4,9% und 6,6% bei den meisten Sprechern relativ stabil gegenüber dem Ausgangsniveau geblieben ist. Nur Sprecher 5 ist mit einem Rückgang von 48,5% erläuterungsbedürftig als Ausreißer. Er ist seit Jahren Vertreter für landwirtschaftliche Produkte und Berater für Viehzucht. Sein Betreuungsbezirk umfasst das Bundesland Rheinland-Pfalz, geht damit weit über die Isoglosse hinaus. Möglicherweise führte seine Reisetätigkeit dazu, dass er auf die Sprechweise einiger seiner Kunden mit einer überregionalen Aus-

gleichsvarietät reagiert, indem er den Rhotazismus meidet. Die im Interview gegebene Beschreibung seines Kommunikationsverhaltens im Beruf stützt diese Hypothese:

*gut die schprechen ja all ihr Dialekt mit mir * und da bemüh ich mich auch nichd groß * eh eh * gut mer verschdehn uns * seltsamerweis schdell ich sa=me=mä=mal feschd daß die * wenn ich in die Pfalz komm * in die Palz * die gewwe sich iwwerhabd kä Müh Hochdeutsch zu sprechen net * aber wenn ich in die Eifel komme * die gewwe sich Müh * viel Müh Hochdeutsch zu schprechen gell * deren Dialekt is ja ach bißl schwieriger * also mittlerweile verschdeh ich das gell * aber die schalden gleich um und schprechen dann Hochdeutsch.*

Er teilt seinen Kundenstamm regional nach solchen Sprechern ein, die ihre dialektale Sprechweise ihm gegenüber nicht verändern (in der Pfalz) und nach solchen, die ihm gegenüber die Hochsprache anstreben (in der Eifel). Dieses strategische Konvergenzverhalten kontextualisiert er auch im Gesprächsausschnitt („wenn ich in die Pfalz komm * in die Palz“ gegenüber: „aber wenn ich in die Eifel komme“) durch Variation Richtung Dialekt bzw. Hochsprache. Er gehört offensichtlich zum Typus „flexibler Sprecher“ (Machcha 1991).

5.1.3 Das Partizip-II starker Verben -(e)n/-e/-Null

Die so genannte *gebroch-/gebroche* Isoglosse trennt dialektgeographisch die östliche von der westlichen Pfalz entlang des relativ dünn besiedelten Pfälzerwaldes (s. u.a. Post 1990, S. 20, 127). Das hochsprachliche Suffix *-en* im Partizip starker Verben wird in den Ortsdialekten der Westpfalz zu *(-Null)*. Regionalsprachlich übergreifend und Merkmal der übrigen rheinfränkischen Dialekte ist das Suffix *-e*.

Hochsprachlich:	<i>gebrochen</i>	Westpfalz:	<i>gebroch</i>
überregional:	<i>gebroche</i> ,		
hochsprachlich:	<i>gekommen</i>	Westpfalz:	<i>(ge)kumm</i>
überregional:	<i>(ge)kumme</i> .		

Im Folgenden werden die drei Varianten nur bei den Dialektsprechern berücksichtigt, denn die *Null*-Variante ist erwartungsgemäß nicht bei den Hochsprachesprechern belegt. Da jedoch das dialektale Suffix *-e* auch unter den Hochsprachesprechern im Pfeffer-Korpus häufig auftritt, wäre zu prüfen, ob es nicht auch – wie die *w*-Spirantisierung – in den vergangenen Jahrzehnten zu einem konstitutiven Akzent-Merkmal der regionalen Hochsprache geworden ist.

Partizip II der starken Verben								
Dialekt-Sprecher	Beleg-summe	50er Jahre			Summe	90er Jahre		
		-(e)n	-e	Null		-(e)n	-e	(Null)
innerhalb der Null-Isoglosse:								
5	35	1 2,8%	3 8,6%	31 88,6%	62 100%	16 25,8%	21 33,9%	25 40,3%
3	10	0	10 100%	0	28 100%	0	27 96,4%	1 3,6%
außerhalb der Null-Isoglosse:								
4	55	0	55 100%		54 100%	3 5,6%	49 90,7%	2 3,7%
1	2	0	2 100%		32 100%	4 12,5%	28 87,5%	
2	5	0	5 100%		21 100%	0	21 100%	
6	10	1 10%	9 90%		48 100%	5 10,4%	43 89,6%	
7	9 100%	1 11,1%	8 88,9%		18 100%	16 88,9%	2 11,1%	
Mittel-wert		3,2%	96,8%			15,1%	84,9%	

Alle Werte der Fünfzigerjahre sind wegen der geringen Belegmenge an Partizip-II-Formen, die auf die geringe Länge der „Sprachproben“ mit ca. 10 Minuten zurückzuführen ist, unter Vorbehalt zu betrachten. Auf der morphologischen Ebene erreichen die Sprachproben des Zwirner-/Pfeffer-Archivs offensichtlich eine kritische Marke für quantitative Analysen.

Die Sprecher innerhalb der Null-Isoglosse (Sprecher 3 und 5):

Nur bei Sprecher 5 ist in den Fünfzigerjahren die *Null*-Variante mit 88,6% belegt, aber er verwendet schon damals alle drei Varianten. In den Neunzi-

gerjahren ist sie bei ihm um die Hälfte auf 40,3% gesunken. Er ist der oben erwähnte Vertreter für landwirtschaftliche Produkte im Bundesland Rheinland-Pfalz. Wahrscheinlich benutzt er die *Null*-Variante im Kontakt mit einigen seiner Kunden in der Pfalz, die mit ihm Dialekt sprechen und auch uns Interviewern gegenüber, weil wir das Gespräch im Dialekt führten.

Bei Sprecher 3 ist in den Fünfzigerjahren nur die *e*-Variante belegt. In den Neunzigerjahren hat er einen Beleg in der *Null*-Variante, mit dem er bei der geringen Belegzahl auf 3,6% kommt. Er und seine Frau haben seit Jahren das gemeinsame Hobby, Lieder im Dialekt auf öffentlichen Veranstaltungen vorzutragen und auch selbst zu verfassen. Darüber hinaus wird er auch heute noch von Dialektologen als „Gewährsmann“ für den Ortsdialekt zu Rate gezogen. Bei ihm ist die *Null*-Variante zu einem Signal für den ursprünglichen lokalen Dialekt geworden, das er sich erst im Umgang mit den Dialekt-Experten angeeignet hat.

Die Sprecher außerhalb der *Null*-Isoglosse:

Auffällig ist Sprecher 4. Er lebt im Odenwald außerhalb der *gebroch*-Isoglosse und lebte nie innerhalb des Isoglossenraums. In der Zwirner-Aufnahme der Fünfzigerjahre ist keine *Null*-Variante belegt. In der Neuaufnahme der Neunzigerjahre dagegen gibt es bei ihm die Belege „*gewes*“ und „*gewogs*“ (*gewesen* und *gewachsen*). Die *Null*-Variante ist hier wohl nicht dialektgeographisch zu begründen, sondern wahrscheinlich eher über Schnellsprechregeln zu erklären.

Der Durchschnittswert der regionalen Variante *-e* aller Dialektsprecher bleibt im Abstand von vier Jahrzehnten auf einem hohen Niveau. Er sinkt gegenüber der hochsprachlichen Variante *-(e)n* (wenn man die *Null*-Variante nicht berücksichtigt) lediglich um 11,9% (von 96,8% auf 84,9%).

Die hochsprachliche Variante *-(e)n* bleibt auf einem niedrigen Niveau. Bei den Sprechern 1 bis 4 ist sie in den Fünfzigerjahren nicht belegt. Auch nach vier Jahrzehnten ist die Variante bei den Sprechern 2 und 3 noch nicht belegt, die Sprecher 1 und 4 haben nun einen Anteil von 12,5% bzw. 5,6%. Bei den Sprechern 5 bis 7 liegt die Variante in den Fünfzigerjahren zwischen 2,8% und 11,1%. Sprecher 5 steigert sie in den Neunzigerjahren auf

25,8%. Interpretationsbedürftig ist der Anstieg der hochsprachlichen Variante *-(e)n* um 77,8% bei Sprecherin 7 (von 11,1% auf 88,9%). Sie gibt an, dass sie sich in ihrer langjährigen Tätigkeit als Sekretärin in einem amerikanischen Unternehmen mit Englisch als erster und Deutsch als zweiter Arbeitssprache den förmlich korrekten Umgang in beiden Sprachen habe aneignen müssen. In diesem Fall dürfte die Funktion des Deutschen als Zielsprache im Berufsleben den Dialektabbau gefördert haben.

5.1.4 Grenzen der quantitativen Analyse

Die in 5.1 durchgeführte quantitative statistische Analyse des Sprachwandels über Variablen zeigt zwar allgemeine Tendenzen des Sprachwandels auf. Doch die Einordnung und Bewertung einzelner Belege und Befunde musste interpretativ diskutiert werden;²³ denn erst die interpretative Betrachtung der quantitativen Befunde der einzelnen Sprecher gibt ein differenziertes Bild des Sprachwandels und dessen Hintergründe. Besonders aufschlussreich war in unserem Fall die Diskussion der extremen Fälle (statistische Ausreißer). Die aus den biographischen Daten abgeleiteten Hypothesen zu Faktoren der vermutlichen Hintergründe des Sprachwandels in den Biographien der einzelnen Sprecher sind differenzierter als die gängigen soziolinguistischen Sprachwandel-Theorien und einige Befunde widersprechen ihnen. Die quantitative Analyse hat letztlich folgende Grenzen:

- Die interne Dynamik eines Gesprächs geht verloren, denn Variablen können nur isoliert betrachtet werden. Erst durch mehrere Durchgänge mit unterschiedlichen Variablen erhält man in Form von Cluster-Bildungen ein genaueres Bild der Sprachvariation, der Dialekttiefe oder des Sprachwandels eines Sprechers.
- Beim Quantifizieren nach Sprechergruppen werden die zum Teil beträchtlich unterschiedlichen Entwicklungen der Individuen über Durchschnittswerte eliminiert und dadurch die Aussagen über Entwicklungstendenzen verfälscht. Es sei denn, man betrachtet Ausreißer gesondert und berücksichtigt sie entsprechend bei der quantitativen Berechnung von Entwicklungstendenzen.

²³ Zur qualitativen (interpretativen) Auswertung quantitativer (statistischer) Befunde zur Sprachvariation siehe z.B. Thelander (1982).

- Die Variation des Sprechens, die konstitutiver Bestandteil des natürlichen Sprechens ist, kann über statistische Werte nur konstatiert werden. Die funktionalen, sprachinternen und kommunikativ stilistischen Hintergründe der Variation bleiben verdeckt.²⁴
- Die sprachexternen soziologischen und soziobiographischen Faktoren, die zur Erklärung des Sprachwandels herangezogen werden, müssen auf diesen wirklichkeitsfernen Ebenen mit den Sprachdaten korreliert werden, um mögliche Zusammenhänge zwischen der Sprachvariation und den Hintergründen des Sprachwandels herstellen zu können. Die Erklärungen bleiben dabei stets im Rahmen der vorgegebenen Korrelationsmöglichkeiten.

5.2 Interpretative Analyse

Eine interpretative Untersuchung zielt auf die Fallanalyse ab. Sie bietet Lösungswege für die oben aufgezeigten Grenzen der quantitativen Analyse. Sie wurde exemplarisch an den Indikatoren „haben“, „sein“, einigen Präpositionen und „werden“ an einzelnen Aufnahmen durchgeführt um zu prüfen, ob das unter 4.2 beschriebene Verfahren zur Auswahl vergleichbarer Analysefelder tragfähig ist, und inwieweit die Mängel der quantitativen Methode im Hinblick auf die Beschreibung des Wandels kommunikativ sozialer Stile überwunden werden können. Untersucht wurde exemplarisch:

- 1) das Variationsspektrum der Indikatoren in den Fünfziger- und Neunzigerjahren sowie dessen Wandel,
- 2) die kommunikativ stilistische Funktion von Varianten in den Analysefeldern und deren Wandel,
- 3) die Gegenüberstellung des Variationsspektrums der Fünfzigerjahre mit dem eines Sprechers der nächsten Generation, um auch den Sprachwandel in scheinbarer Zeit mit dem in Echtzeit vergleichen zu können.

²⁴ Schon Bickerton (1971) hat in Kritik an Labovs Variablenregeln darauf hingewiesen, dass die Sprecher Varianten nicht nach quantitativen Kriterien abwählen können, sondern funktionaler Kriterien bedürfen.

Zur Veranschaulichung wird das Verfahren im Folgenden an den Aufnahmen von Sprecher 2 vorgeführt. Zum Vergleich mit der nächsten Generation wird Sprecher 1 herangezogen.

Die Zwirner-Aufnahme aus den Fünfzigerjahren wurde in Karlsruhe-Neureut aufgenommen. Sie hat eine Länge von 11'20'' Minuten. Darin unterhalten sich die im Ort geborenen und über gemeinsame Vereinsaktivitäten befreundeten Sprecher 2 (18 Jahre alt, Auszubildender in Vermessungstechnik) und Sprecher 1 (35 Jahre alt, Versicherungskaufmann) über ihre Freizeitaktivitäten.

Die Aufnahme ist einer der wenigen Fälle, in denen der Aufnahmeleiter von der Zwirnerschen Vorgabe „Erzählmonolog“ abgewichen ist und zwei Sprecher im Dialog zugelassen hat.²⁵ Sie enthält 53 Belege des Verbs „haben“ und 86 Belege des Verbs „sein“. Sie sind wie folgt verteilt:

	<i>haben</i>			<i>sein</i>		
	Summe	Spr. 1	Spr. 2	Summe	Spr. 1	Spr. 2
Infinitiv	3	1	2	3	0	3
Part. II	3	2	1	0	0	0
1. Sing.	23	6	17	9	3	6
2. Sing.	12	8	4	26	20	6
3. Sing.	6	1	5	42	11	31
1. Plur.	2	1	1	2	0	2
2. Plur.	1	1	0	2	2	0
3. Plur.	3	2	1	2	1	1
Summe	53	22	31	86	37	49

Im Vergleich zu den üblichen „Erzählmonologen“, in denen finite Verben nur in der 3. Pers. belegt sind, gibt es im Dialog auch die Anrede in der 2. Pers. Sing. und in der 2. und 3. Pers. Plur. In diesem Fall sind Belege in der 2. Pers. besonders häufig, weil die Sprecher per „du“ miteinander verkehren.

²⁵ Der Aufnahmeleiter ist vom Erhebungskonzept „initiiertes Erzählmonolog“ abgewichen, indem er einen im Inhalt abgesprochenen Dialog zuließ. Nach dem vorgeschriebenen Limit von 10 Minuten stoppt er die Aufnahme. Dadurch sind rechnerisch nur ca. 5 Minuten „Sprachprobe“ von jedem Sprecher konserviert. Dieses Gespräch zwischen Bekannten ist wegen seiner dialogischen Struktur aus gesprächsanalytischer Sicht natürlich ertragreicher als die üblichen „initiierten Erzählmonologe“ im Archiv.

Die Neuaufnahme aus den Neunzigerjahren mit Sprecher 2 ist ein ethnographisches Interview.

Die quantitative Analyse des Wandels in den vier Jahrzehnten (s.o. Kap. 5.1.1 und 5.1.3) zeigte folgendes Bild:

Die Spirantisierung *w/b* ergab bei Sprecher 2 mit einem Rückgang der *w*-Variante von 100% auf 72,5% die extremste Konvergenz in Richtung Hochsprache. In der *e*-Variante des Partizips II dagegen blieb er unverändert bei einer Dialekttiefe von 100%.

Die Spirantisierung *w/b* ergab bei Sprecher 1 mit einer Zunahme der *w*-Variante von 75% auf 91,8% die extremste Konvergenz in Richtung Dialekt. In der *e*-Variante des Partizips II dagegen sank seine Dialekttiefe von 100% auf 87,5%.

Zu fragen ist, ob sich diese quantitativ ermittelten gegenläufigen Tendenzen des Sprachwandels bei den zwei Sprechern auch in entsprechenden Umstrukturierungen ihres Sprachrepertoires und in Veränderungen ihres konversationellen Stils beobachten lassen.

Um zu verdeutlichen, wie dieser Zusammenhang strukturiert sein könnte, bietet sich das Repertoire des reproduzierenden Künstlers als bildhafter Vergleich an. Er eignet sich in der Anfangsphase seiner Karriere einen Grundstock von Stücken an, die er zu unterschiedlichen Anlässen vorträgt. Dieses Repertoire erweitert er im Lauf seiner Karriere mit neuen Stücken. Für die einzelnen Auftritte variiert er je nach Anlass die Auswahl der Stücke aus dem Repertoire. Mit der Zeit ordnet er sein Repertoire in einen Kern mit bewährten Stücken und in eine Peripherie mit Stücken für spezielle Anlässe. Nur wenige streicht er endgültig aus seinem Repertoire.

5.2.1 Individueller Wandel im Repertoire eines Sprechers

Am Beispiel von Sprecher 2 wird das Variantenspektrum der Belege von „haben“ und „sein“ in den beiden Zeitschnitten ermittelt und auf seine Veränderungen in den vier Jahrzehnten hin untersucht. Ziel ist, die Befunde aus den beiden Zeitschnitten zu ordnen als 'Repertoire' mit einem dauerhaften Kernbereich, mit einem Bereich von hinzukommenden Neuerungen und mit einem Bereich von nicht mehr aktivierten Belegen.

5.2.1.1 Individueller Wandel im Repertoire von „haben“

Sprecher 2 verwendet in den Aufnahmen der beiden Zeitschnitte Fünfziger- und Neunzigerjahre die folgenden Varianten des Verbs „haben“ (Die Zahl vor den einzelnen Belegen gibt die Beleganzahl in der jeweiligen Aufnahme wieder.)

Beleg: <i>haben</i> Sprecher: 2		
Alter:	50er Jahre 18	90er Jahre 57
Infinitiv		
	2 ho	1 hawwe
Partizip II		
	1 ghadd	3 khatt 2 khapt
Präsens		
Sing. 1	9 i häbb 1 e habb 1 häbb i 4 häww i(ch) 2 haww i	16 i(ch) hab 1 i hebb 3 habb i(ch) 2 haww i(ch) 1 how i
	2	3 hasch 1 hasch=d
	3	3 hat 2 hadd 27 hat 10 hadd 4 hod 1 hot
	Plur. 1	3 hamm=mer 2 wir hawwe
	3	5 hawwe 2 hänn 1 hann
Präteritum		
Plur. 1		1 hadde mer
3		1 hatte
Konjunktiv II		
Sing. 1	1 i hädd	
3		1 hätt

Infinitiv: Das dialektale „ho.“ in den Fünfzigerjahren ist dem regional weit verbreiteten „hawwe“ gewichen.

Partizip II: Eine Verschiebung der Sonorität von der Lenis hin zur Fortis hat stattgefunden „ghadd“ zu „khatt“.

Neu ist die – in der Zwirner-Aufnahme nicht belegte – Variante mit *p* „khapt“. Ob sie auf den Einfluss der Hochlautung zurückgeht oder eine Übernahme aus dem südlich angrenzenden alemannischen Raum ist, sei dahingestellt.

1. Pers. Sing. Präs.: Unverändert bleiben die syntaktische Koppelung der Spirantisierung *w/b* an Inversion sowie die Vokalqualität. Der dialektale Kurzvokal wird nicht von der in der Hochlautung üblichen Länge beeinflusst. Auch die *e*-Apokope bleibt erhalten.

Im Vokalismus sind dagegen einige Änderungen zu verzeichnen. In den Fünfzigerjahren dominiert noch das offene *e* (*ä*), in den Neunzigerjahren dagegen ist es weitestgehend durch das der Hochlautung angenäherte *a* ersetzt.

Parallel mit dieser Entwicklung hat die Häufigkeit des hochsprachlichen Personalpronomens „*ich*“ gegenüber dem dialektalen „*i*“ quantitativ zugenommen.

Auffällig ist die neu hinzugekommene Variante mit Rundung *a/o* in „*how i*“, die sowohl als Rückkehr in den Ortsdialekt interpretiert werden kann als auch als eine Übernahme aus der angrenzenden nördlichen Region.

2. Pers. Sing. Präs.: Ob die in den Fünfzigerjahren ausschließlich belegte Palatalisierung *s/sch* in „*hasch*“ in die Neunzigerjahre fortgeführt wird, kann wegen fehlender Belege nicht kontrolliert werden. Die entsprechende Fortführung in der 2. und 3. Pers. Sing. von „*sein*“ (s.u. die Variante „*bisch*“) lässt aber den Schluss zu, dass dem so ist.

3. Pers. Sing. Präs.: Gegenüber den anderen Personen im Paradigma ist in der dritten Person Sing. und Plur. grundsätzlich eine wesentlich höhere Belegdichte zu erwarten, denn sie rangieren unter den finiten Formen in Frequenzlisten an erster Stelle. Die Häufigkeit der Lenisierung *d/t* ist zurückgegangen. Die neu hinzugekommene Rundung *a/o* in der 1. Pers. Sing. ist auch in der 3. Pers. Sing. mit mehreren Belegen „*hod*“ vertreten. Die Mehrfachbelegung zeigt, dass die Rundung keine Ausnahme, sondern offensichtlich in das Inventar der Neunzigerjahre integriert ist.

1. und 3. Pers. Plur. Präs.: Nur in den Fünfzigerjahren ist die dialektale Variante „*hänn*“ vertreten.²⁶

Neu hinzu gekommen sind neben der dialektalen Variante „*hänn/hann*“ auch die regional weiträumiger verbreiteten Varianten „*hawwe*“ und die mit Inversion verknüpfte Variante „*hamm=mer*“.

Die schon in den Fünfzigerjahren in der 1. Pers. Sing. belegte Variation zwischen offenem *e* und *a* ist hier auch in den Neunzigerjahren belegt in „*hänn/hann*“.

Trotz Annäherung an die hochsprachliche Variante „*haben*“ werden wesentliche Merkmale der regionalen Standardsprache beibehalten: der Kurzvokal, die Spirantisierung *w/b* die *n*-Apokope in „*hawwe*“.

Zum **Präteritum** ist mangels Belegen aus den Fünfzigerjahren keine Aussage zu machen. In den Neunzigerjahren ist die Lenisierung *d/t* teilweise aufgegeben.

Die fehlenden Präteritum-Belege in den Fünfzigerjahren und die geringe Belegzahl in den Neunzigerjahren gegenüber der hohen Zahl von Präsens-Belegen ist möglicherweise ein Indiz für praktizierten mittel- und oberdeutschen Präteritumschwund, d.h. für den geringen Einfluss der hochsprachlichen Norm auf die gesprochene Sprache im Verlauf von 40 Jahren.

Konjunktiv II: Die *e*-Apokope trotz Fortis *t* bestätigt den schon beobachteten geringen Einfluss hochsprachlicher Normen auf den Sprecher.

Die Veränderungen im Repertoire von „*haben*“:

Der dialektale Kernbereich wurde um zwei Varianten erweitert.

- Im Vokalismus hat ein Prozess der Dialektalisierung stattgefunden.
- Hochsprachliche Normen hatten keinen Einfluss.

²⁶ Da die 2. Pers. Plur. nicht belegt ist, kann man nur vermuten, dass damals wohl auch diese Variante im Rahmen des ortsüblichen Einheitsplurals verwendet wurde.

Man kann die Veränderungen des Repertoires gliedern in:

Dauerhafter Kernbereich:	Neuerungen:	Nicht (mehr) aktivierte Belege:
Vokalismus: <i>a; o; e; ä</i>	die <i>o</i> Variante wird auf finite Formen ausgeweitet.	
Konsonantismus: <i>-t; -d;</i> <i>-w-; -b</i>		
<i>e</i> -Apokope <i>n</i> -Apokope		
1.+ 3. Pl: <i>henn</i> Inf. <i>Ho</i> Part. II: <i>ghadd</i>	<i>hawwe</i> (neue Variante) Inf: <i>hawwe</i> <i>khapt</i> (neue Variante)	Inf: <i>ho</i> ?
Koppelung der Spirantisierung an Inversion		

Da die Beschreibung des Repertoires auf die Analyse der beiden Aufnahmen begrenzt ist, kann man Belege der Fünfzigerjahre, die in den Neunzigerjahren nicht mehr belegt sind, nicht als Sprachverlust bezeichnen. Die Entscheidung kann nur anhand einer Analyse weiterer Aufnahmen des Informanten oder – mit Einschränkungen – durch dessen Befragung getroffen werden.

5.2.1.2 Individueller Wandel im Repertoire von „sein“:

Sprecher 2 verwendet in den Aufnahmen der beiden Zeitschnitte Fünfziger- und Neunzigerjahre die folgenden Varianten des Verbs „sein“:

Beleg: <i>sein</i> Sprecher: 2		
Alter:	50er Jahre 18	90er Jahre 57
Infinitiv		
	2 sei 1 soi	1 sei 1 soi
Präsens		
Sing. 1	4 i bin 2 bin i	5 bin (isch) 1 bin i
2	6 bisch	
3	21 isch 3 sch 3 is	47 isch 5 sch 1 ischd=s 1 ich 3 s 2 is
Plur. 1	1 mer sinn 1 simm=mer	1 wir sinn 1 sind wir
3	1 sinn	3 sinn 2 sind
Präteritum		
Sing. 1		3 war
3	3 war	19 war 1 wo
Plur. 3		4 ware 1 wa
Konjunktiv II		
Sing. 3	1 wär	1 wär

Infinitiv: Erhalten bleiben die dialektalen Varianten „soi“ und „sei“; die hochsprachliche Form „sein“ ist nicht belegt.

1. Pers. Sing. Präs.: Die Belege entsprechen der hochsprachlichen Form „bin“. In beiden Zeitschnitten ist dazu die dialektale Variante des Personalpronomens „i“ belegt. In den Neunzigerjahren dominiert dagegen „isch“, das ist die hochsprachliche Variante mit regionaler Koronalisierung (ich zu

isch). Demnach wurde das dialektale Repertoire im Bereich des Personalpronomens erweitert.

2. Pers. Sing. Präs.: Die Palatalisierung *s/sch* in „*bisch*“ ist zwar nur in den Fünfzigerjahren belegt, doch die Dominanz der Palatalisierung in der 3. Pers. über die vier Jahrzehnte hinweg lässt den Schluss zu, dass dem auch in der 2. Pers. so ist.

3. Pers. Sing. Präs.: In den beiden Zeitschnitten dominiert die Palatalisierung *s/sch* ohne Plosiv „*isch/sch*“ mit 52 Belegen. Die hochsprachliche Variante „*ist*“ mit finaler Fortis ist nicht belegt. In beiden Zeitschnitten ist auch die der Hochsprache nahe Variante ohne Plosiv „*is*“ belegt.

In den Neunzigerjahren gibt es einen unklaren palatalisierten Beleg mit Lenis im Auslaut „*ischd*“, denn die Sequenz „*ischds*“ kann im Kontext interpretiert werden als „*ischd*=(*e*)s“ (ist es) oder auch „*isch*=*d*(*e*)s“ (ist das).

1. und 3. Pers. Plur. Präs.: Erst in den Neunzigerjahren gibt es auch Belege, in denen die dialektale Assimilation *n* in Richtung der hochsprachlichen Variante *nd* aufgegeben ist („*sind wir*“).

Gleichzeitig ist in der 1. Pers. Plur. die Tendenz zu beobachten, das dialektale Personalpronomen „*mer*“ um die schriftsprachliche Variante „*wir*“ zu erweitern.

1. und 3. Pers. Sing. Prät.: Die hochsprachliche Variante „*war*“ ist über die vier Jahrzehnte belegt. In den Neunzigerjahren kommt die dialektale Variante mit Rundung von *a* zu *o* in „*wo*“ hinzu. Auch hier findet – wie schon bei „*haben*“ – ein Dialektalisierungsprozess statt.

3. Pers. Plur. Prät.: Aus Mangel an Belegen sind keine Aussagen über die Fünfzigerjahre zu machen. Durch die *n*-Apokope bleiben die Belege auch in den Neunzigerjahren im Bereich dialektaler Variation.

Die Veränderungen im Repertoire von „*sein*“:

- Der dialektale Kern wird dialektal erweitert.
- Hinzu kommt der hochsprachliche aber lenisierte Plosiv.

- Die 1. und 3. Pers. des Pers. Pron. wird um die hochsprachliche Variante erweitert.

Dauerhafter Kernbereich	Neuerungen	Nicht (mehr) aktivierte Belege
Inf: <i>sei; soi</i>		
Palatalisierung: <i>isch; Is</i>	Lenis Plosiv: <i>ischd; sind</i>	
Prät. <i>war</i>	Prät.: <i>wo</i> (dialektale Variante von <i>war</i>)	
Pers. Pron.: <i>i, mer</i>	Pers. Pron.: <i>ich, wir</i>	

In der quantitativen Analyse war Sprecher 2 Spitzenreiter im Dialektabbau bezüglich der *w*-Variante. Bezüglich des Partizips II zeigte er sich dagegen über die vier Jahrzehnte unverändert als 100-prozentiger Dialektsprecher. Diese in der quantitativen Analyse konstatierten unterschiedlichen Veränderungen in der Häufigkeit können über die qualitative Analyse der Indikatoren von „haben“ und „sein“ in einen umfassenderen Zusammenhang gebracht werden.

Der Sprecher hat in den vier Jahrzehnten einen breiten unveränderten Kern in seinem Repertoire, der sowohl dialektale als auch hochsprachliche Formen umfasst. Nach vier Jahrzehnten aktiviert er noch immer alle seiner damaligen Varianten. Nur mit wenigen Neuerungen – meist auf dialektaler Ebene – hat er sein damaliges Repertoire erweitert. In den Neunzigerjahren kommt der hochsprachliche Plosiv *t* in (dialektal) lenisierter Form *d* im Repertoire von „sein“ hinzu. Auch die in den Neunzigerjahren nicht mehr aktivierte Rundung „*ho*“ im Infinitiv von *haben* liegt noch im dauerhaften Kernbereich seiner Vokalismusvariation, wie die Belege „*soi*“ und „*hod**“ aus den Neunzigerjahren bestätigen. Demnach dürfte auch die quantitative Verschiebung der *b/w*-Variable bei ihm eher auf eine Erweiterung seiner „zweisprachigen“ stilistischen Kompetenz als auf Sprachwandel in Richtung Hochsprache hinweisen.

5.2.2 Wandel zwischen Generationen in der Synchronie

In den Fünfzigerjahren gehörte Sprecher 2 mit 18 Jahren der jungen Generation an; sein damaliger Vereinskollege, der Sprecher 1, mit dem er seinerzeit gemeinsam für das Zwirner-Archiv aufgenommen wurde, gehörte mit 35 Jahren der mittleren Generation an.

Die quantitative Analyse ihrer Aufnahmen aus den Fünfziger- und Neunzigerjahren (s.o. 5.1) ergab, dass der jüngere Sprecher 2 bezüglich der Spirantisierung *w/b* mit einem Rückgang der *w*-Variante von 100% auf 72,5% die extremste Konvergenz in Richtung Hochsprache zeigte. In der *e*-Variante des Partizips II dagegen blieb er über die vier Jahrzehnte unverändert bei der Dialekttiefe von 100%.

Der ältere Sprecher 1 hingegen hat sich in den vier Jahrzehnten mit einer Steigerung der *w*-Variante von 75% auf 91,8% zum Spitzenreiter der zum Dialekt hinstrebenden Sprecher entwickelt. In der *e*-Variante des Partizips II dagegen sank seine Dialekttiefe von 100% auf 87,5%.

Bei diesen unterschiedlichen Ausgangspositionen und Entwicklungsrichtungen ist es nicht uninteressant zu erfahren, wie weit die Repertoires von „haben“ und „sein“ der beiden Generationen in den Fünfzigerjahren voneinander entfernt waren, zumal verbreitete Hypothesen besagen, dass Sprachwandel von der (sozial aufstrebenden) mittleren Generation geprägt sei (Labov 1966, 1972 und 1980) und die ältere Generation einen konservativeren Dialekt sprächen würde als die junge.²⁷

5.2.2.1 Der Wandel von „haben“:

Sprecher 1 und Sprecher 2 verwenden in den Aufnahmen der beiden Zeitschnitte Fünfziger- und Neunzigerjahre die folgenden Varianten des Verbs „haben“:

²⁷ Der Vergleich der Generationen kann in den Neunzigerjahren fortgeführt werden, denn auch mit Sprecher 1 wurde ein Interview gemacht, doch konnten die beiden Sprecher nicht wie in den Fünfzigerjahren wieder zu einem gemeinsamen Gespräch zusammengeführt werden.

Beleg: <i>haben</i>			
Sprecher:			
	1	2	
	50er Jahre	50er Jahre	90er Jahre
Alter:	35	18	57
Infinitiv			
	Hawwe	2 ho	1 hawwe
Partizip II			
		1 ghadd	3 khatt 2 khapt
Präsens			
Sing. 1	2 i häbb 1 i habb 2 häww i	9 i häbb 1 e habb 1 häbb i 4 häww i(ch) 1 haww	16 i(ch) hab 1 i hebb 3 habb i(ch) 2 haww i(ch) 1 how i
	2	6 hasch 2 häsch	3 hasch 1 hasch=d
	3	1 hat	3 hat 2 hadd
Plur. 1			27 hat 10 hadd 4 hod 1 hot
		1 mer hänn	3 hamm=mer 2 wir hawwe
3		1 henn	5 hawwe 2 hänn 1 hann
Präteritum			
Plur. 1			1 hadde mer
3			1 hatte
Konjunktiv II			
Sing. 1	Hätt ich	1 i hädd	
3			Hätt

Der Vergleich zwischen den Generationen in den Fünfzigerjahren von Sprecher 1 und Sprecher 2 führt zu einem teilweise überraschenden Befund. In den Fünfzigerjahren gebraucht der jüngere Sprecher 2 teilweise konservativere Varianten als der 17 Jahre ältere Sprecher 1. Der Befund könnte mit der These erklärt werden, dass der ältere Sprecher unter dem Einfluss von fast zwanzig Jahren Berufspraxis im kaufmännischen Bereich einst dialektale Sprechweisen in Richtung regionaler Varietäten verschoben hat. Unter dem Aspekt des allgemein angenommenen Dialektwandels in Richtung Hochsprache erwartet man jedoch nicht, dass bei dem jüngeren Sprecher 2 dialektale Varianten erst in den Neunzigerjahren zu beobachten sind, die bei

dem älteren Sprecher 1 schon in den Fünfzigerjahren nicht mehr belegt sind.²⁸

Die junge Generation ist hier, entgegen der herrschenden Meinung, der Träger der konservativeren Varianten:

- Beim jüngeren Sprecher 2 ist die Rundung des hochsprachlichen *a* zu *o* im Inf. „*ho*“ in den Fünfzigerjahren und Neunzigerjahren in der 1. Pers. Sing. Präs. („*how i*“) belegt. Diese Varianten sind beim älteren Sprecher 1 schon in den Fünfzigerjahren nicht mehr belegt.
- Das Aufgeben der dialektalen Lenisierung *d/t* zu Gunsten der hochsprachlichen Fortis (*hat*, *hätt*) ist beim älteren Sprecher 1 bereits in den Fünfzigerjahren belegt, beim jüngeren Sprecher 2 erst in den Neunzigerjahren (3. Pers. Sing. Präs. und im Konjunktiv II).
- Der ältere Sprecher 1 hat in den Fünfzigerjahren bereits die der Hochsprache nähere Infinitiv-Variante „*hawwe*“. Beim seinerzeit jüngeren Sprecher 2 ist sie erst in den Neunzigerjahren belegt.

Über die Generationen hinweg bis in die Neunzigerjahre dominant geblieben ist die Koppelung der Spirantisierung an die Position des Personalpronomens („*i häbb/habb*“ gegenüber „*hääww/haww i*“ in der 1. Pers. Sing. Noch produktiv geblieben ist die Variation zwischen *ä*, *e* und *a* in „*hääbb/habb*“, „*hesch/hasch*“ in der 1. und 2. Pers. Sing. Präs.

5.2.2.2 Der Wandel von „*sein*“:

Sprecher 2 und Sprecher 1 verwenden in den Aufnahmen der beiden Zeitschnitte Fünfziger- und Neunzigerjahre die folgenden Varianten des Verbs „*sein*“:

²⁸ Zu quantitativen Aspekten von altersstufenbezogenen Dialektanteilen bei genuinen Dialektsprechern vgl. Mattheier (1980b) S. 54.

Beleg: <i>sein</i>			
Sprecher:			
	1	2	
	50er Jahre	50er Jahre	90er Jahre
Alter:	35	18	57
Infinitiv			
		2 sei	1 sei
		1 soi	1 soi
Präsens			
Sing. 1		4 i bin	5 bin (isch)
		2 bin i	1 bin i
		6 bisch	
2	20 bisch		
3	6 isch	21 isch	47 isch
	2 sch	3 sch	5 sch
	1 igsch	3 is	1 ischd=s
	1 escht		1 ich
			3 s
Plur. 1			2 is
		1 mer sinn	1 wir sinn
		1 simm=mer	1 sind wir
2	1 sinn=der		
3	1 sind=dir		
		1 sinn	3 sinn
			2 sind
Präteritum			
Sing. 1			3 war
3		3 war	19 war
Plur. 3			1 wo
			4 ware
			1 wa
Konjunktiv II			
Sing. 3		1 wär	1 wär

Das Variantenspektrum des älteren Sprechers 1 ist in den Fünfzigerjahren auf den ersten Blick dialektaler als das von Sprecher 2, denn bei ihm ist die der Hochsprache nahe Variante „*is*“ (der 3. Pers. Sing.) nicht belegt.

Bei Sprecher 1 gibt es bereits in den Fünfzigerjahren Varianten mit Lenis/Fortis Plosiv *d/t*: „*escht/ischd*“. Doch bei Sprecher 2 ist erst in den Neunzigerjahren die dialektnähere lenisierte Form belegt. Über die Jahrzehnte hinweg bleibt jedoch die dialektnahe palatalisierte *sch*-Variante „*bisch; isch*“ ohne folgenden Plosiv die dominante Variante bei beiden Sprechern.

Vom jüngeren Sprecher 2 gibt es aus den Fünfzigerjahren keinen Beleg für die 2. Pers. Plur., sodass man nicht überprüfen kann, ob er – wie der ältere

Sprecher 1 – in den Fünfzigerjahren den dialektalen Einheitsplural „*sinn*“ für hochsprachliches „*seid*“ gebraucht, der vom älteren Sprecher 1 noch mit dem dialektalen Personalpronomen „*dir, der*“ anstelle des hochsprachlichen „*ihr*“ verwendet wird. Diese „*ihr/der*“ Isoglosse verläuft Anfang dieses Jahrhunderts nach der entsprechenden Karte des Deutschen Sprachatlases knapp westlich des Aufnahmeortes.²⁹

Der Vergleich der mittleren und jüngeren Generation in den Fünfzigerjahren mit der älteren Generation der Neunzigerjahre zeigt eine Stabilität und Konsistenz des dialektalen Repertoires über die 40 Jahre hinweg. Eine geradlinige Entwicklungstendenz von Generation zu Generation in Richtung überregionaler Varietäten ist nicht zu beobachten. Beim jüngeren Sprecher sind – entgegen den Erwartungen zum Sprachwandel – zum Teil konservativere dialektale Varianten belegt als beim älteren Sprecher.

5.2.3 Kommunikativer Stil im Wandel

Die am Beispiel der Indikatoren „*haben*“ und „*sein*“ gegebenen Darstellungen des Repertoires und deren (moderate) Veränderung kann weiter präzisiert werden, wenn man den konversationellen Funktionen der Kontexte nachgeht, in denen sie vorkommen.³⁰ Im Folgenden möchte ich mich auf einige wenige Ergebnisse beschränken, ohne die sequenzielle Analyse vorzuführen. Sie sollen lediglich illustrieren, wie man (phonologische) Sprachvariation und kommunikativ stilistische Funktion in natürlichen Gesprächen unter dem Aspekt des individuellen Sprachwandels integrativ untersuchen kann.

Man kann davon ausgehen, dass Sprecher phonologische und auch andere sprachliche Varianten nicht zufällig aus ihrem Repertoire auswählen und im Gespräch streuen, sondern dass die Auswahl während des Sprechens über unterschiedliche – mehr oder weniger routinisierte – kommunikative Ebenen unbewusst und auch bewusst gesteuert wird. Besonders interessant unter

²⁹ Vgl. Deutscher Sprachatlas (1927-1932): Karte Nr. 21.

³⁰ Dazu z.B.: Blom/Gumperz (1972) „metaphorischer Codeswitch“; Auer (1986, 1990) „codeswitch“, „codeshift“; Kallmeyer/Keim (1994) „soziale Symbolisierung“, „soziale Kategorisierung“; Goffman (1974) „Rahmen“, um nur einige Stichworte zu nennen.

dem Aspekt des kommunikativen Wandels sind die Einheiten, die nicht im Kernbereich des Repertoires liegen.

Bei Sprecher 2 sind das die dialektalen und hochsprachlichen Elemente, die im Repertoire zwar belegt sind, aber nur in einem Zeitschnitt oder in beiden Zeitschnitten nur in geringer Häufigkeit belegt sind. Ich greife die aus dem Kernrepertoire herausfallende Rundung *o/a*, den Lenis-Fortis-Plosiv *d/t* und die Palatalisierung *s/sch* heraus und untersuche ihre Funktionen in den Kontexten, in denen sie vorkommen.

5.2.3.1 Funktion der Rundung *o* in „haben“

Auffällig ist bei Sprecher 2 die in den Neunzigerjahren hinzugekommene Variante *o* in „*how i*“ und „*hod*“ in finiten Formen. In den Fünfzigerjahren war sie nur im Infinitiv belegt. Die Variante kommt nur in Äußerungen vor, die eine verbale oder nonverbale Handlung oder ein Thema schließen. Sie heben sich in der Prosodie vom Kontext ab durch Pause, zurückgenommene Lautstärke oder gesteigertes Tempo und haben eine einfache, an formelhafte Wendungen erinnernde Struktur.

Auf die Frage nach einem ihm bekannten Informanten gibt Sprecher 2 eine Empfehlung und schließt das Thema mit der formelhaften Charakterisierung „Zeit haben“ ab:

*mit däm könne se sicher auch n treffpunkt ausmache ne **
er hot ja zeit är isch jo rendner (169).

Der formelhafte Ausdruck fungiert als nachgeschobene Äußerung (hier: eine gedoppelte Begründung) des vorausgegangenen Vorschlags. Sie ist markiert durch die dialektale Rundung in *hot, jo* und die Palatalisierung in *isch*.

Er sagt, dass er die Telefonnummer eines Bekannten geben könne, steht auf, geht zum Schreibtisch, kramt in seinen Unterlagen, findet die Telefonnummer nicht und schließt die Handlung mit der formelhaften Wendung:

jetz how=i= z=viel versproche (178)

(jetzt habe ich zu viel versprochen).

Sie fungiert als nachgeschobene Entschuldigung für den missglückten Versuch. Auch diese Äußerung ist neben dem dialektalen *how* angereichert durch die dialektale Variante *i* des Personalpronomens.

Er schildert, dass er einen Bayern aufgrund seiner dialektalen Sprechweise für einen Schwaben gehalten habe. Der habe sich dagegen verwahrt und ihm erklärt, dass man in seiner Heimat zwar noch Schwäbisch spreche, man sich aber als Bayer fühle. Als Nachschlag erfolgt die Pointe der Geschichte:

hod=är mer gsakt da=os günzburg (624)

(hat er mir gesagt, er ist aus Günzburg).

Auch hier ist wieder eine dialektale Verdichtung – verbunden mit gesteigertem Sprechtempo – zu beobachten: Neben *hod* die Formen *ksakt* und *os*.

Auf Aufforderung des Interviewers sagt er die Wochentage auf und gerät dabei ins Grübeln. Er bricht das Aufzählen ab und kommentiert beiläufig die veränderte Artikulation nach vier Jahrzehnten:

*a:lso so montag dinschtak * das is ebe ja dieses*

*ch #GUTTURAL# des hod sich villeichd ä bißl verlore ** (648)

*des ganz breide **

*#ÜBT VOR SICH HIN# mon/ dinschdak **

also eh so e red=ich=s heut näd.

Auch hier ist die abschließende Äußerung (hier: Schlussfolgerung) dialektal verdichtet durch *hod* und *ä* (für übliches *e* oder *(e)n* = hochsprachlich *ein*)

Er erzählt von den mühevollen Vorbereitungen, die sein Sohn für einen Aufenthalt als Entwicklungshelfer in Südamerika trifft. Dass er dabei auch eine Fremdsprache lernen musste, kam in der Erzählung nicht vor. Er schließt die Erzählung mit der die Vorbereitungsmühen besonders illustrierenden Bemerkung:

hod er zwee joahr portugiesisch klännt (727).

Auch hier ist wieder eine dialektale Verdichtung zu beobachten. Das „*hod*“ wird begleitet von dem Monophthong in „zwei“, dem Diphthong in „Jahr“ und der dialektalen Variante des Part. Präfixes „ge-“.

Zusammenfassend kann man feststellen: In den Neunzigerjahren verwendet Sprecher 2 die Rundung des hochsprachlichen *a* zu dialektalem *o* in „*haben*“ – in Verbindung mit anderen dialektalen Verdichtungen – nur in formelhaften Äußerungen, die als eine Art Nachschlag eine Handlung, Sprechhandlung oder ein Thema schließen. Da die Rundung in den Fünfzigerjahren bei ihm nicht belegt ist, ist zu vermuten, dass sie als Versatzstück erlernt wurde und als fester Bestandteil in die formelhaften Äußerungen gepackt und damit gebunden ist. Sie steht in seinem Repertoire nicht zur freien Verfügung im Sinn einer grammatischen Alternative, sondern wird mit der kommunikativen Funktion der Äußerungsstruktur abgerufen. Die Rundung in „*haben*“ ist zwar ein neues Stück in seinem Repertoire für einen gegebenen Anlass – um das Bild vom reproduzierenden Künstler wieder aufzunehmen – aber (noch?) kein frei verfügbarer Bestandteil seiner dialektalen Grammatik. Diese Interpretation wird meines Erachtens gestützt durch folgendes Beispiel:

Er erzählt eine Geschichte. Er eröffnet und schließt sie mit einer fast wörtlichen Wiederholung der gleichen Formel:

** dann had=er sich bemüht hochdeutsch zu rede* (522)

ER ERZÄHLT DAS BEMÜHEN DER PERSON,
HOCHDEUTSCH ZU REDEN#

*demm moment a:n hod=er sich nie mehr bemüht psonders
hochdaitsch zu rede.*

Die gleiche formelhafte Struktur wird als Einleitung und Schluss – oder Rahmung – einer Geschichte verwendet. Sie wird in standardsprachlichen Varianten realisiert, wenn sie zu Beginn steht, wo sie die Funktion einer Ankündigung oder Überschrift für die folgende Erzählung hat. Sie wird in dialektalen Varianten realisiert, wenn sie am Ende einer Handlung, einer

Sprechhandlung oder eines Themas das Bekannte in einer Art Coda zusammenfasst oder kommentiert.

Eine so klare und eindeutige Funktionszuordnung, wie sie im Falle der Rundung des Indikators „haben“ isoliert werden konnte, dürfte eher die Ausnahme als die Regel sein.

5.2.3.2 Funktion der Varianten „is“ und Plosiv *d*

In beiden Zeitschnitten dominiert bei Sprecher 2 die palatalisierte dialektale Variante „isch“ bzw. „ischd“ gegenüber „is“. Die hochsprachliche Variante „ist“ mit Fortis *t* ist nicht belegt.

Das der Hochsprache nahe „is“ ist in beiden Zeitabschnitten nur in hervorgehobener Sprechweise in der Funktion „Informationsqualifikation“ („message qualification“) (s. Gumperz 1982b, S. 75ff.) belegt. Es ist auch – wie das oben beschriebene „haben“ mit zu *o* verdumpftem *a* – an formelhafte Formulierungen gebunden. Durch die nicht palatalisierte Variante kündigt Sprecher 2 die Relevanz der kommenden Information an.

Diese Funktionsgebundenheit ist schon in der Aufnahme des Zwirner-Archivs aus den Fünfzigerjahren zu beobachten.

Der Aufnahmeleiter gibt als Souffleur des initiierten Dialogs zwischen Sprecher 1 und Sprecher 2 das Stichwort „Theater“. Sprecher 2 nimmt es an Sprecher 1 gerichtet nach einer formelhaften Ankündigung auf. Danach sprechen die beiden über die Laienspielgruppe, in der Sprecher 2 aktiv ist.

woisch awwer des is bei uns so: mer hänn do unser theoa:r (145)
(weiß (du) aber das ist bei uns so: wir haben da unser Theater).

Die standardsprachliche Ankündigung ist eingebettet in einen dialektalen Kontext.

Die Qualifikationsfunktion ist in den Fünfzigerjahren auch als abschließendes Urteil belegt. So in den folgendem Belegen:

ei des kannsch mache mir is des glei (282)

und:

mischd is des jedesmol

(Mist ist das jedes Mal) (285).

Auch nach vier Jahrzehnten – im Interview mit ihm aus den Neunzigerjahren – ist die der Hochsprache nahe Variante noch in formelhafte Wendungen und in die gleiche Funktion „Informationsqualifikation“ verpackt wie vier Jahrzehnte zuvor:

Die Sequenz kann als Ankündigung (hier: vorweg genommenes Urteil) am Anfang vorkommen:

sch is ganz klar was mer spricht (61).

Während sie in den Fünfzigerjahren noch begleitet ist vom standardnahen Demonstrativpronomen *des* in „*des is bei uns so*“ (siehe oben), ist in den Neunzigerjahren die palatalisierte dialektale Variante *sch* (= hochsprachlich: *es*) belegt.

Auch als schließende Bemerkung ist sie belegt:

nägschde woche weihnachtsfeier im ce vau jot em is er sicher auch da (160).

Während der standardnahe Indikator *is* in den Fünfzigerjahren noch als alleinige Markierung der Formel in dialektalem Kontext stehen konnte, ist der Kontext vier Jahrzehnte später eher durch standardnahe Varianten verdichtet.

In den Neunzigerjahren kommt auch der lenisierte Plosiv *d* hinzu:

Er gibt den Inhalt eines Gesprächs mit einem Geschäftspartner wieder und schließt mit dem Zitat:

er had mir au ksa:kt „ja liewe zeit bayern sind wir“ (606).

Dieses Zitat ist ein typischer Fall von „replaying“ einer Situation (Goffman). Sprecher 2 zitiert den Anderen (möglicherweise) wortwörtlich, und qualifiziert – oder bewertet – in diesem „Wiederholungsspiel“ der Rede den Inhalt der vorangegangenen Erzählung durch Variation (Codeswitch). Das Zitat drückt auch kommentierend seine eigene bestätigende Einstellung zum Inhalt des Zitats aus im Sinne von: „das stimmt, so sind die Bayern“. Aus dieser Sicht gesehen ist die Variante *sind* als expressiv und Indikator der Zustimmung zum Inhalt der zitierten Aussage zu interpretieren. Die den zitierten Sprecher qualifizierende Redewiedergabe ist bereits in der Redeeinleitung durch die standardnahen Varianten *had*, *au* und *mir* verdichtet. Vergleiche dagegen den Beleg: „*hod=är mer gsakt da=os günzburg*“ (s.o.).

Zusammenfassend kann man festhalten: Die der Hochsprache nahen Varianten in dem hier untersuchten Indikator „*sein*“ sind auch nach vier Jahrzehnten noch an die gleiche Funktion „message qualification“ gebunden. Der Äußerungstyp im Repertoire von Sprecher 2 wurde in den vier Jahrzehnten nur durch die zusätzlich hinzugepackte Plosiv-Variante „*sind*“ angereichert. Auch diese der Hochsprache nahe Variante bleibt in die formelhafte Bewertung einer Mitteilung eingebunden. Die der Hochsprache nahen Varianten von „*sein*“ stehen – wie die dialektalen Varianten von „*haben*“ nicht zur freien Verfügung in seiner hochsprachlichen Grammatik. Sie werden nur als Bestandteil eines kommunikativ funktionalen Pakets verwendet.

6. Soziobiographischer Hintergrund des Sprachwandels

Nach den im vorigen Kapitel gemachten Beobachtungen beruht der Sprachwandel der Sprecher in den vergangenen vier Jahrzehnten im Wesentlichen auf moderaten Umstrukturierungen im (phonologischen) Inventar, d.h. in der Art, in der sich die Sprecher Versatzstücke der Sprachen oder Varietäten ihrer Alltagswelt in ihrem Repertoire aneignen und in der Art, in der sie die kommunikativ stilistischen Muster in der Alltagskommunikation einsetzen. Die phonologische Variation läuft dabei nicht autonom auf der phonologischen Ebene ab, sondern eingebettet in die Mitteilungsintention. Sie wird in Entlehnungen auf unterschiedlichen Ebenen realisiert. Dieses Verfahren, in dem unterschiedliche Sprachstadien in der Äußerung präsent sind, hat Harris (1985) auch im phonologischen Wandel des Englischen in Nordirland an der Lexik beobachtet:

„Rather than manipulating low-level rules which supposedly mark the differences between the dialects in question, the speaker implements essentially ad hoc borrowing procedures. The ad hoc nature of this sort of adaptive strategy manifests itself as change on a lexeme-by-lexeme basis.“ (ebd., S. 347)

Führt man die Pilotstudie im anvisierten Sinn von „Sprecherbiographien“ fort, ist zunächst zu rekonstruieren, inwieweit solche Strategien und Veränderungen den Sprechern bewusst sind. Das zeigt sich an ihren Alltagsorientierungen zu Dialekt und Hochsprache. Die entsprechenden Daten müssen aus den soziobiographischen Interviews extrahiert werden. Einige erste Beobachtungen dazu werden in 6.1 gegeben.

Als weiterer Schritt müssen die subjektiven Meinungen der Sprecher über die Hintergründe ihres Sprachwandels aus den soziobiographischen Aussagen in den Interviews exzerpiert, interpretativ kategorisiert und anschließend mit den (insbesondere in der Dialektologie vertretenen) Theorien zum Sprachwandel verglichen werden, um zu differenzierteren Hypothesen zum Sprachgebrauchswandel, d.h. zu den Veränderungen im Repertoire und dessen Anwendungsregeln zu gelangen. Einige Anmerkungen dazu werden in 6.2 gemacht.

Erforderlich ist danach, den Wandel im kommunikativen Stil der Sprecher mit ihren soziobiographischen Daten aus den Interviews abzugleichen, um die Hintergründe des Wandels mit dem tatsächlich beobachteten Sprachwandel vergleichen zu können. Einige erste Beobachtungen dazu werden in 6.3 wiedergegeben.

Dass von den Informanten 8 Männer und nur 3 Frauen waren, wird besonders deutlich in ihren Aussagen über den Sprachwandel. Erlebnisse aus von Männern geprägten Lebenswelten dominieren. So ist auch nicht verwunderlich, dass sich ein Großteil der Daten auf das Thema Sprache und Beruf bezieht.

Grundsätzliche Defizite des vorliegenden Konzepts sind jedoch die schmale Datenbasis der „Sprachproben“ aus den Fünfzigerjahren und die fehlenden Daten über die zweisprachige (dialektale und hochsprachliche) Sprachkompetenz der Sprecher. Man muss heutzutage unterstellen, dass der größte Teil der Sprecher in den Fünfzigerjahren mehr oder weniger zweisprachig war und auch heute noch ist, und diese Fähigkeit in der Alltagskommunikation als sozialkommunikatives Stilmittel verwendet. Das dokumentieren z.B. die Beiträge im Projekt „Kommunikation in der Stadt“ (Kallmeyer (Hg.) 1994/1995). Das Mixen von dialektalen und hochsprachlichen Elementen in der Alltagskommunikation ist demnach nicht unidirektional als Abbau von Dialekt oder Hochsprache zu interpretieren, sondern auch ein Ausdruck von veränderten soziostilistischen Anforderungen im Alltag.

Zu überlegen ist deshalb, ob man unter dem Thema „Sprachgebrauchswandel“ nicht erfolversprechender ein Projekt konzipiert, das den soziostilistischen Anforderungen im Alltag an reichem Datenmaterial nachgeht. Analysebasis sollte die sprachliche Interaktion sein, nicht der Idiolekt von Sprechern. Mit ethnographisch erhobenen Neuaufnahmen von unterschiedlichen Gesprächssituationen, Lebenswelten und Altersgruppen kann man dem Wandel in scheinbarer Zeit nachgehen. Damit würde man Labovs Theorie, die soziostilistische Variation von Sprechern sei auch Indikator für Sprachwandel, aus der Perspektive der interaktionalen und interpretativen Soziolinguistik aufgreifen. Vergleichendes historisches Material zum Wandel in realer Zeit steht nicht nur am Institut für deutsche Sprache, sondern auch in der Forscherszene zur Verfügung, wie dies z.B. die Dokumentation gespro-

chener Tonaufnahmen in Wagener/Bausch (1997) zeigt. Man kann die historischen Daten gesprochener Sprache vergleichend zur Analyse des Wandels in realer Zeit und Interpretationsstütze zur Bewertung von Sprachvariation als Indikator von Sprachwandel in scheinbarer Zeit einbeziehen.

Aus der Sicht der interaktionalen Soziolinguistik betrachtet können die im Folgenden zitierten Aussagen der Sprecher auch als ein kleiner ethnographischer Führer zu den alltäglichen Interaktionsschauplätzen, Szenen und Ereignissen betrachtet werden, in denen strategische Sprachvariation und potenzieller Sprachwandel besonders deutlich aufgeführt werden.

In der literarischen Transkription der Zitate wird versucht, die Sprechweise des jeweiligen Sprechers in groben Zügen abzubilden. Die darin verwendete Zeichensetzung soll das Verständnis erleichtern. Sie fußt mehr auf der sinngebenden Prosodie der Sprecher als auf der Segmentierung durch Sprechpausen. Sprechpausen sind mit Asterisk * gekennzeichnet.

6.1 Einstellungen zum Dialekt und individueller Sprachwandel

Zunächst werden die von allen Sprechern geteilten allgemeinen Einstellungen und Orientierungen zur Verwendung von Dialekt und Hochsprache zusammengetragen. Sie geben den Hintergrund ab, vor dem die soziobiographischen Faktoren zum Sprachwandel bei den einzelnen Sprechern mit unterschiedlichem Effekt wirken.

Ein grundlegendes Einstellungsmuster bei allen Informanten ist, dass sie die Aussprache – das „nach der Schrift reden“ norddeutscher Sprecher – als unerreichbare Leitnorm für die hochdeutsche Aussprache betrachten:

- (1) „Also ich hab=s einmal ne halbe Stunde versucht Kirche und Kirsche * s=is hoffnungslos. Vergessen wer=s. Es is=n vergebliches Bemühh.“ (Sprecher 2)

Daraus resultiert eine Art Minderwertigkeitskomplex, der sich in einigen Fällen mit wachsender Lebenserfahrung legt. Zurückblickend betrachtet sehen die Sprecher ihren individuellen sprachlichen Wandel als eine sprachbiographische Kurve, die sich in der Ausbildung und in den ersten Berufsjahren vom Dialekt hin zum kontrollierten „Nach-der-Schrift-reden“ bewegt

und allmählich zurück zum Dialekt führt.³¹ Sprecher 2 brachte die Rückkehr zum Dialekt in dieser sprachbiographischen Kurve folgendermaßen auf den Punkt:

(2) „Als mä mal underscheide konnt, dass ned jeder, der eh Hochdäitsch rede kann odder schnell rede kann, eh auch indelligent isch odder das mis/- des mid Intelligenz gleichzusetze isch, un=da brauch ma ja schonn e paar Jahr, näd. Isch=a (KB: = Es ist auch) schonn so, dass wir im Süddeutsche zunäkschd äma:l, nai i möchd ned sage Minderwürdigkeitskomplexe, awwer schonn etwas rückhaldend sinn, wenn a:ner aus m Nordde kommt und spricht, näd. * A:ber, wie wir so schön sage, als mär dann mal mä:kd/gemärkt hat, dass sie au nur mid Wasser koche, * un villeichd=s Wasser näd e mol ganz kocht, äh, hat sich des eintlich verlore. Un heud habb ich seit zwanzisch joahr üwwerhaupt keine Probleme mähr.“ (Sprecher 2)

Inwieweit sie sich dabei der Hochsprache annähern und wieder zur Ausgangsebene zurückkehren, können sie selbst nur begrenzt einschätzen. Auf phonologischer Ebene sehen sie kaum eine Veränderung. Veränderungen beobachten sie vorwiegend im Wortschatz und im kommunikativen Stil, den sie in Form von Sprachverhaltens-Orientierungen beschreiben.

Alle Informanten sahen den Zugewinn dieser sprachbiographischen Erfahrung darin, dass sie heutzutage ihre Sprechweise unterschiedlichen Situationen und Gesprächspartnern besser anpassen können. Doch sie beschreiben die Art der Anpassungen nur vage. In der Regel heben sie in den vorgebrachten Beispielen auf überregionale oder für ihre Lebenswelt spezifische Standardsituationen ab³² und auf inhaltliche, lexikalische, prosodische oder auf nonverbale Aspekte. Phonologische Aspekte werden kaum erwähnt.

Das Kriterium Überregionalität als Rahmen für erwartete hochsprachliche Kommunikation in Institutionen wird z.B. in der folgenden Alltags-Hypothese von Sprecher 2 entwickelt:

(3) „Awwer isch könnnd m(ä) in=d Verwaltung odder in er=er Rechtsanwaltskanzlei odder so, * dass des da schonn schonn e Rolle schbield, oder wenn ich n

³¹ Mattheier (1980b) S. 53f. interpretiert die partielle Rückkehr im Alter zur Sprachvarietät der Jugendzeit als natürlichen Sprachzyklus unter Dialektsprechern.

³² Vgl. auch Davies (1995) in ihrer Befragung von Informanten in Mannheim-Neckarau.

Teil eines großen Konzernes, ned * o/ Konzernzentrale, velleicht im Rheinland odder irgendwo sitzt, do könn ich mer vorschdelle dass des ne Rolle schbielt, ne.“ (Sprecher 2)

Ersichtlich ist daraus: die subjektive Verpflichtung zur Hochsprache wird auf der Ebene interdialektaler und internationaler Kommunikation angesiedelt.

Für das Wechseln von Dialekt zur Hochsprache wurden die drei Argumente genannt: 1. Hochsprache sei mit überregional zu interpretierenden institutionellen Rahmen verknüpft, 2. sie sei in Norddeutschland üblich, und 3. man vermeide mit ihr Verständigungsprobleme.

Der Dialekt genießt zwar im Alltags- und im Berufsleben eine hohe Wertschätzung sowohl bei den Dialektsprechern als auch bei den Hochsprachensprechern:

(4) „Mein Bewußtsein darum, daß Leute arm sind, die keinen Dialekt haben, die hat sich also über viele Jahre oder Jahrzehnte, wenn sie so wollen, der Beobachtung auch in meinem Bekanntenkreis hat sich sehr gefestigt.“ (Sprecher 11)

Der Gebrauch von Dialekten wird aber nur mit Einschränkung bei Personen des öffentlichen Lebens in der Öffentlichkeit geduldet. Eine Bedingung für die Verwendung von Dialekt in öffentlicher Rede ist, dass er auch für Hörer, die keinen Dialekt beherrschen, verständlich bleibt:

(5) „Sage mer mol so, und s gibt jo große Vorbilder, ned, die also auch in de Politik bei ihm Dialekt gebliebe sinn.* Muß immer nur sage, die andere müsse=s halt verschdehe.“ (Sprecher 1)

Eine andere Einschränkung besteht darin, dass die Akzeptabilitäts- oder Beliebtheitskala der Dialekte bei den einzelnen Sprechern recht unterschiedlich ist. So missfällt dem Dialektsprecher 6 aus Südhessen der Akzent des Bundeskanzlers Kohl:³³

(6) „Also nur in einer Mischung wieder, ja, so so en kleiner Slang dabei find ich nicht, aber so diese volle ** Dialekt * voll durchgezogene Dialekt * gefällt mir

³³ Zu Einstellung gegenüber regionalen Akzenten siehe Hundt (1992).

net. * Ach de Kohl kann ich ned hörn, * obwohl er ned voll Dialekt/ awwer der hat de Pfälzer drauf und den find ich einfach ned schön.“ (Sprecher 6)

Demnach unterstellen und erwarten alle Informanten eine zweisprachige Kompetenz (Hochsprache – Dialekt) und ein nach Domänen verteiltes Kommunikationsverhalten, wobei die Hochsprache – mit einer gewissen Toleranzbreite – in der öffentlichen Rede obligatorisch ist.

Die Wertschätzung des Dialekts sehen die Sprecher insbesondere in den erweiterten kommunikativ sozialen Ausdrucksmöglichkeiten, die die unterstellte Zweisprachigkeit mit sich bringt. So meinte der Hochsprachesprecher 11, dialektale Ausdrücke seien in kritischen Diskursen weniger justiziabel als die der Hochsprache, die durch Sachlichkeit und juristische Belangbarkeit geprägt seien:

(7) „Der Umgang mit der Sprache vollzieht sich emotional viel stärker über einen Dialektakzent, weil der Dialekt ihnen Möglichkeiten neuer Begriffe die, sagen wir, äh in einer normalen Hochsprache einfach nicht möglich sind. (...) Die Saue- rei könne sie abstellen, die Schweinerei müssen sie ahnden * Des is schonn fast e juristisches Problem.“ (Sprecher 11)

Das Unterstellen der Zweisprachigkeit, die mit der beruflichen Konsolidierung nachlassende Selbstkontrolle in der Hochsprache, die geringe Bedeutung der Hochsprache in der berufsinternen Kommunikation und die Funktion des Dialekts als emotionales, rechtlichen Sanktionen weniger ausgesetztes Kommunikationsmittel mögen einige der Faktoren dafür sein, dass sich die Dialekte in den vergangenen vier Jahrzehnten in ihrer Substanz kaum verändert haben. Welche Rolle diese Faktoren in der aktuellen Kommunikation tatsächlich spielen, kann man am besten an authentischen Alltagsgesprächen nachweisen.

Die Informanten erwähnten auch eine Reihe von Szenarien, in denen die Hochsprache mit den Dialekten konkurriert. Sie lassen sich einordnen unter den Aspekten, die in der Literatur als Faktoren für Dialekt-Umstrukturierung oder Dialektabbau diskutiert werden, wie soziale Profilierung, Spracherziehung/Primärspracherwerb, gesellschaftliche Modernisierungsprozesse/Ver-

änderung der Ortsstruktur und kommunikative Akkomodation.³⁴ Ob sie kurz- und mittelfristig im Rhein-Neckar-Raum den entscheidenden Einfluss auf den Sprachwandel in Richtung Hochsprache ausüben, der ihnen gelegentlich zugeschrieben wird, ist aufgrund der Ergebnisse dieser Pilotstudie nicht zu entscheiden.

Recht wenig untersucht ist die Frage, wie sich die präskriptiven Normen der Hochsprache (die Hochlautung in der Siebsschen Tradition) unter dem Einfluss der Dialekte zu Standardsprachen mit regionalen Akzenten gewandelt haben und noch wandeln (s. dazu Bellmann 1983, König 1989). Relativ gesichert ist, dass der Wandel nicht allein auf eine Anpassung an die (präskriptiven) Normen der Hochsprache hinausläuft (Auer 1997; Barden/Großkopf 1998). Das ist auch im Rhein-Neckar-Raum zu beobachten, z.B. an dem Hochsprachesprecher 8, dessen Gebrauch der regionalen *w*-Variante in den vier Jahrzehnten von 6,5% auf 48,4% gestiegen ist.

6.2 Soziobiographische Faktoren des Sprachwandels

Die Antworten der Sprecher auf Fragen nach den soziobiographischen Faktoren des Sprachwandels bleiben in der Regel in einem groben Raster stecken, was den Detaillierungsgrad sprachlicher Aspekte anbelangt. Im Vordergrund der Erinnerung stehen Situationsrahmen und Handlungsstränge. Diese abstrahierende Erinnerungsperspektive wird besonders deutlich in Äußerungen von Kriegsveteranen auf Fragen zum Kommunikationsverhalten unter der aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammengewürfelten Truppe im zweiten Weltkrieg. Drei Informanten waren als Jahrgang 1920 noch Kriegsteilnehmer. Obwohl sie bereitwillig Fronterlebnisse schilderten, blieben die Aussagen über das Sprachverhalten dürftig. Sie beschränkten sich auf die Feststellung, man habe sich um gegenseitige sprachliche Anpassung bemüht:

(8) „Es hot sich hald jeder e bissel bemiht.“ (Sprecher 4)

³⁴ Informanten-Äußerungen aus dieser Pilotstudie hat Staffa (1996) S. 96-134 unter den in der Dialektologie diskutierten Faktoren des Sprachwandels zusammengestellt.

oder darauf, dass die Sprechweise unter der Anspannung an der Front überhaupt nicht zum Problem werden konnte; denn:

(9) „Mer hot jo sowiesou ned viel geredt.“ (Sprecher 6)

Das konkrete Sprachverhalten in Situationen ist wohl in der Regel kein zentraler Aspekt des Erlebens. Es wird nur selten im Gedächtnis gespeichert und ist deshalb nur in groben Zügen aus der Erinnerung abrufbar.

6.2.1 Spracherwerb in Elternhaus und Schule

Der Erstspracherwerb ist geprägt von Elternhaus und Gleichaltrigen. Sowohl die Dialektsprecher als auch die Hochsprachesprecher gaben an, dass ihr Erstspracherwerb nicht an der Hochsprache orientiert war. Der Erwerb der Hochsprache beginnt bei allen Sprechern mit dem Eintritt in die Schule. Erster erfolgte ungesteuert, zweiter gesteuert.

Der Hochsprachesprecher 11 stilisiert geradezu seinen Erstspracherwerb, indem er die Herkunft seines Dialekts hervorhebt als Überlieferung einer seltenen im Aussterben begriffenen Variante, an der er als Jugendlicher teilhatte:

(10) „Meine Familie mütterlicherseits kommt aus Frankreich. Des sind Hugenotten * Und meine Großmutter hat eigentlich nie richtig Deutsch gesprochen. Äh, die wär beleidigt gewesen, wenn mer ihr des gesagt hätte. * Sie hat awwer auch nich Französisch gesprochen * Des war eine unwahrscheinliche Färbung, die is also mit ihr ausgestorben. * Und wir Kinder/Enkel haben selbstverständlich also den Dialekt der Großmutter gesprochen.“ (Sprecher 11)

Die Hochsprachesprecherin 10 ist 1946 im Alter von 8 Jahren mit ihren Eltern als Heimatvertriebene aus Mähren zugezogen. Sie erinnert sich nicht mehr an die Sprachebene im Elternhaus und unter Gleichaltrigen vor vier Jahrzehnten. Rückblickend ordnet sie die Sprachebene des Elternhauses dem Heidelberger Stadtdialekt zu. Das würde bedeuten, dass die Eltern innerhalb von nur einem halben Jahrzehnt ihren Heimatdialekt – falls sie ihn als Hausprache verwendeten – zugunsten des Heidelberger Stadtdialekts aufgegeben

haben. Falls sie ihn nicht verwendeten, hätten sie innerhalb der kurzen Zeitspanne ihre Hochsprache dem Regionaldialekt angeglichen:

(11) „Mit den Eltern da ham mer schon wohl so Stadtdialekt gesprochen, gell. Aber äh, wie ich mich also mit meinem Umfeld und mit meine Freundinne und Freunde unnerhalt(en) habe), weiß ich jetzt wirklich nimmer, also jedenfalls net bewusst.“ (Sprecherin 10)

Die Hochsprachesprecherin 9, von Beruf Deutschlehrer an Schulen und in der Erwachsenenbildung, zeigt während des Gesprächs die Tendenz, Zusammenhänge mit sozialpsychologischen Alltagstheorien zu stützen. So erklärt sie ihr Dialektverhalten in der Jugend als eine psychisch belastete Lebensphase. Trotz des Drucks von Seiten der Eltern, Hochdeutsch zu sprechen, hat sie sich für den Dialekt entschieden; denn er war Identitätssymbol unter Gleichaltrigen:

(12) „Man will ja als Kind nicht aus der Reihe tanzen. * Und da wurde man ja sofort als Fremde angesehen, wenn man eben Hochdeutsch gesprochen hat. Da hab ich schon Kischheimer Platt gesprochen, auch sehr zum Kummer meiner Eltern, die dann immer drauf geschaut haben, dass ich das wieder bleiben lasse.“ (Sprecherin 9)

Für den Hochsprachesprecher 10 bedeutete der Eintritt ins Gymnasium einen sprachbiographischen Bruch. Mit dem Schuleintritt begann für ihn die Phase der Mehrsprachigkeit, d.h. der gesteuerte Erwerb des Hochdeutschen und anderer Sprachen auf der Grundlage seiner Erstsprache, dem Dialekt. Rückblickend ordnet er das Hochdeutsche in eine Reihe mit den im Gymnasium gesteuert zu lernenden Fremdsprachen. Diese Art der erinnernden Verarbeitung dürfte der damaligen Sprachsituation unter Jugendlichen am nächsten kommen:

(13) „Meine Muttersprache ist eigentlich Dialekt gewesen. In meinem Elternhaus ist Dialekt gesprochen worden. * Als ich dann in die Schule kam * hatt ich sehr bald=n Eindruck, ich muss mich mit vier Fremdsprachen rumreißen, Deutsch Englisch, Französisch, Latein.“ (Sprecher 10)

Während der Eintritt ins Gymnasium seinerzeit für die Jugendlichen wohl einem Bruch mit ihrer bisherigen Sprachbiographie gleich kam und eine kleine Sprachkrise auslöste, empfanden die gleichaltrigen Hauptschüler

diesen Einschnitt nicht so einschneidend. So berichtete der Dialektsprecher 5 von zwei Deutschlehrern die unterschiedliche pädagogische Konzepte vertraten.

Der Normalfall war, dass der Unterricht in Hochdeutsch primär am Erwerb der Schriftsprache orientiert war. Die Schüler wurden dadurch mit zwei unterschiedlichen Grammatiken und Stilebenen konfrontiert, die relativ klar auf zwei Domänen verteilt waren. Dialekt sprach man außerhalb des Unterrichts. Schreiben musste man nach den Normen der Schriftsprache. Die Unterrichtssprache der Lehrer bezeichnete der Sprecher an anderer Stelle als dialektal bis hochsprachlich mit pfälzischem Akzent.

(14) „In de Schul muschde mer Hochdaitsch redde, * ja alla äh, im Unnerrischt und drauße uff=m Schulhof dann ned.“ (...) „Des wor als doch e bissel schwierig, net, ** weil mer deheem ja donn nur immer nur Platt gesproch hot. (...) Wenn mer dann e Uffsatz geschreww hat orrer ins Tachebuch geschreww hot, kann ich mich entsinne, dann sinn als emol so * platte Ausdrück/Worte mit erinngefloss, ned.“ (Sprecher 5)

Erwähnenswert findet der Sprecher einen Lehrerwechsel, denn der neue Deutschlehrer achtete auch darauf, dass die Schüler außerhalb des Unterrichts und im Umgang mit Erwachsenen in der Dorfgemeinschaft ebenfalls Hochdeutsch sprachen. Diese pädagogische Maßnahme war für ihn ebenso einschneidend wie das gymnasiale Mehrsprachigkeitskonzept, von dem der Hochsprachesprecher 10 berichtet (s.o.):

(15) „Unser Lehrer (KB: Name des Lehrers.) der hat doch ** äh, druff geachtet, dass mer Hochdeutsch * äh sprechen sollten, zumindest wenn mer dann drauß is, gell, hat er immer druff geachtet.“ (Sprecher 5)

Zusammenfassend kann man festhalten: Der erste in der Erinnerung verhaftete Bruch in der Sprachbiographie der Sprecher beginnt etwa mit dem vierten bis fünften Schuljahr (im Alter von etwa zehn Jahren) mit dem selbstständigen Verfassen eigener Texte in der Grundschule und dem Eintritt ins Gymnasium. Das gymnasiale pädagogische Konzept zum Erwerb der Hochsprache war offensichtlich rigider, weil konsequenter auf die Verdrängung des Dialekts ausgerichtet, als das der Grund- und Hauptschulen.

6.2.2 Normenvermittlung in der Berufsausbildung

Rückblickend gesehen hatten die Sprecher offensichtlich während der Berufsausbildung bereits eine gewisse Kompetenz im Umgang mit dem Hochdeutschen zumindest darin erlangt, was das Formulieren in der Schriftsprache anbelangt, denn keiner erwähnte Schwierigkeiten beim Schreiben. Subjektiv empfanden sie den seinerzeitigen Druck, die Hochsprache in der Öffentlichkeit zu sprechen, während der Sechziger- bis Siebzigerjahre stärker, als er ihrer Meinung nach heutzutage ist. Mehrfach sind Äußerungen folgenden Inhalts belegt:

(16) „Zu unsrer Zeit, also fünfüßwanzisch Jahre vorher, da war mer gegenüwer=m Dialekt noch skeptisch einschdellet, näd.“ (Sprecher 2)

Die Dialektsprecher sahen das pädagogische Konzept der Hauptschulen in den Fachschulen, die sie besucht haben, weitergeführt. Unterrichtssprache war Hochdeutsch, außerhalb des Unterrichts dominierte weiter der Dialekt:

(17) „Dann bin ich in die staatlich höher Fachschul. * (...) ** Un dort hat me jo aach schon * Hoogdeitsch gebabbelt. * Aber unser Pälzer/ also des Iägelbacher Dialekt des hot mer net falle gelosst, net. Des hot mer * des hot mer weider gebabbelt, net. * Do hot sich gar nix geännerd.“ (Sprecher 3)

An den Hochschulen dagegen wurde das gymnasiale pädagogische Konzept weiter gepflegt. Das galt offensichtlich besonders an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen im Bereich der Studiengänge für das Lehramt. So berichtet die Hochsprachensprecherin 10, eine Grundschullehrerin, dass sie seinerzeit eine Art Sprachprüfung für die Zulassung zum Studium absolvieren musste. Sie betont, dass sie als Sprecherin des „Stadtdialekts“ in der hochsprachlichen Kompetenz bereits so weit fortgeschritten war, dass sie die Hürde problemlos nehmen konnte:

(18) „Bei uns damals bei der Aufnahmeprüfung (...) 2a mußte man entweder eine Gedicht vortragen, egal welches, oder irgend was lesen. Und da hab ich nur paar Sätze gesprochen und da hat er schon gesacht, is in Ordnung.“ (Sprecherin 10)

Ähnlich problemlos sehen die übrigen drei Hochsprachensprecher ihre sprachbiographische Entwicklung während der Ausbildungsphase. Alle erwähnen, dass die Hochsprache nicht als obligatorisches Kommunikations-

mittel angesehen wurde. Wenn man annimmt, dass sowohl das gymnasiale pädagogische Konzept als auch das Konzept der Hauptschulen außerhalb des Unterrichts fortgeführt wurde, dürfte im Bereich der Berufsausbildung die praktische Phase der sprachlichen Profilierung und auch die der sprachlichen Anpassung unter Gleichaltrigen fortgeführt worden sein. Damit war weiterhin die obligatorische Verwendung der Hochsprache auf die Domänen 'öffentliche Rede' und 'Schreiben' eingegrenzt.

6.2.3 Soziale Profilierung und Sprache

Die Phase der sozialen Profilierung während der ersten Berufsjahre bedeutete einen ähnlichen Einschnitt für die Sprecher wie der gesteuerte Erwerb der Hochsprache in der Schule. Im Unterschied zur Schulzeit haben die Sprecher nun die Aufgabe, ihre soziale Karriere und sprachlichen Verhaltensroutinen eigenständig zu organisieren. Fast alle Sprecher sehen während dieser Phase eine enge Verbindung zwischen beruflicher Qualifizierung, sprachlichen Fertigkeiten und beruflichen Aufstiegschancen. Da diese Phase für die weitere Lebensplanung der Sprecher von entscheidender Bedeutung war, ist ihre Erinnerung daran auch besonders stark ausgeprägt. Das betrifft auch die Erinnerung an sprachbiographische Aspekte.

Der Hochsprachesprecher 8 hat, aus seiner heutigen Perspektive betrachtet, das gymnasiale pädagogische Konzept internalisiert und ungebrochen in den ersten Berufsjahren angewendet. Er hat bewusst die Dialektverwendung aus allen Lebensbereichen verdrängt:

(19) „Ich hab mich dann während der Schulzeit * und auch die ersten/ während dem Studium Berufsjahre bemüht, möglichst Hochdeutsch zu sprechen, also alles, was nach Dialekt riecht, zu vermeiden * möglichst Hochdeutsch zu sprechen.“
(Sprecher 8)

Der Dialektsprecher 5 dagegen hat das pädagogische Konzept der Hauptschule fortgeführt und versucht, sich reaktiv auf die Sprachebene der Gesprächspartner einzustellen und dadurch eine Art Zweisprachigkeitskonzept entwickelt:

(20) „Wie ich gemeent honn, ich müscht noch e bissel was mehr bringen und so, gell, * do hunn ich mich dann * versucht anzupassen.“ (...) „Des is e Gefühlssach * mer muss, ich denk, mer muss wisse wie mer sich zu verhalte hat, wenn mer will Fuß fassen.“ (Sprecher 5)

Der Dialektsprecher 1 hat sich darauf konzentriert, ein Segment der Domäne Beruf, die Schriftsprachlichkeit, in geschriebener und gesprochener Form auszubauen. Die Professionalisierung in diesem Teilbereich seines Arbeitslebens war für ihn, aus heutiger Sicht gesehen, das erfolgreiche Konzept seiner sprachbiographischen Entwicklung:

(21) „Der Beruf, * und was man da tut, hat doch gewisse Einflüsse auf die Sprache. Was awwer mit=m Dialekt nix zu tun hat, * was mit der Ausdrucksweise als solcher zu tun hat. ** Wenn mer also jahrelang Briefe diktirt, da kann i die net im Dialekt diktiere. * Da muss i die doch einijermaßen für diejenige, die schreiwe soll * aach verständlich diktiere, net, damit die des aach versteht, was mer sa:ge will.“ (Sprecher 1)

Aus der Äußerung des Dialektsprechers 4 geht hervor, dass er nur selten die Gelegenheit hatte, in der Hochsprache gefordert zu werden. Seine Erfahrungen beschränken sich auf Kommunikationssituationen mit Vorgesetzten, die selbst offensichtlich auch keine Routiniers in der Hochsprache waren. Seine biographischen Daten stützen diesen Eindruck. Er ist nicht nur im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern aufgewachsen, sondern hat dort auch seine ersten Berufsjahre verbracht. Außerhalb des elterlichen Betriebs, den er übernommen hat, war er nebenberuflich als Forstarbeiter und als Fließbandarbeiter in einer Fabrik tätig. Seine permanente Praxis in der Hochsprache ist im Wesentlichen auf seine aktive Mitgliedschaft im örtlichen Gesangverein eingegrenzt, für den er sich ein Repertoire an Liedertexten angeeignet hat.

(22) „Wenn mer mit de Vorgesetzte wos hat, net, * mi=m Chef orrer sou, do hot mer aach/äwwer obwohl der wor jo aach net koan * äh * direkt Hochdeutsche der alte Chef do. * (...) Ja, mer hot sich halt e bissje bemüht.“ (Sprecher 4)

Zusammenfassend kann man demnach vier sprachbiographische Entwicklungsstränge während der Phase der sozialen Profilierung in den ersten Berufsjahren unterscheiden: den an der Hochsprache in allen Lebenssituatio-

nen orientierten Sprecher, den sich auf den Gesprächspartner einstellenden Sprecher, den auf bestimmte Sprachdomänen hin orientierten Sprecher und den im Familienverband verhafteten Sprecher, der in Rhein-Neckar-Raum jedoch eine Ausnahme darstellt.

6.2.4 Soziale und sprachliche Konsolidierung

Die Phase der sprachlichen Orientierungssuche endet offensichtlich mit der Konsolidierung im Berufsleben. Erst wenn der Sprecher sich den täglichen Anforderungen des Berufslebens als Experte gewachsen fühlt, lässt auch die Suche nach dem Erfolg versprechenden Sprachstil nach. Er gewinnt die sprachliche Sicherheit, die ihn auch dazu befähigt, die eigene Sprachentwicklung kritisch und das Sprachverhalten anderer auf dessen Angemessenheit hin zu beurteilen.

So betrachtet der Dialektsprecher 2 rückblickend seine sprachliche Unsicherheit während der sozialen Profilierung als selbstverschuldet, weil er der Art des korrekten Sprechens mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe als erforderlich; denn er habe einige Jahre seine berufliche Qualifizierung zu sehr an seiner subjektiv empfundenen Sprachunsicherheit gemessen, ohne dass er konkrete Anhaltspunkte dazu bei den Gesprächspartnern gefunden habe:

(23) „In dem Moment, in dem man dann äh so ja im Beruf * äh ja sich wohl fühlt un in Routine/ un sich au einschätze kann, was mä kann. Un dann hört des eintlich auf mit der Zeit, ned. Un dann reagiern sie andern auch gar net negativ. Ich glaub, des is eher so die eigene Unsicherheit (...). Ich hab=s also noch kaum erlält, dass da eins bewusst ääh irgendwie äh äh gege Dialekt odder odder äh äh gege des Sprechers äh sich kwandt hat, sondern ich kam/ ich mein, es kam mehr aus eim selber raus, net, dass mer irgendwie Komplexe khatt hat, net. Und wie ksakt, mit der Zeit isch des weg. (...) Isch hab=s erlebt, dass einige der Kollege dann äh sich bemüht hawwe, Hochdeutsch zu spreche. Ich find=s fürchterlich.“ (Sprecher 2)

Der Hochsprachesprecher 8 dagegen, der in seinen ersten Berufsjahren das gymnasiale pädagogische Konzept rigoros fortgeführt hat (s.o.), bedurfte eines Anstoßes von außen, um seine übertriebene Selbstkontrolle beim Sprechen abzulegen und seine sprachliche Selbstsicherheit zu gewinnen:

(24) „In der Firma war=s dann so, dass die Norddeutschen * häufig rhetorisch begabter den Ton angegeben haben, net, Spruch vom schnellen Berliner. ** Naja * Ich hab mich strebend bemüht, bis ich dann so nach fünf sechs Jahren * mal in ein Rhetorikseminar gesteckt wurde. Und der hat mir also ganz schnell klar gemacht, achten sie net wie sie reden, reden sie=s einfach. ** Un des hab ich sehr gern übernommen * un da war also/ Dialekt ist eigentlich kein Thema mehr gewesen.“
(Sprecher 8)

Die Berufskarriere der Dialektsprecherin 7 ist geprägt von aufstiegsorientierten Arbeitsplatzwechseln, die jeweils komplexere sprachliche Anforderungen stellten. Zunächst war sie im öffentlichen Dienst als Sachbearbeiterin mit Publikumsverkehr tätig, heute ist sie in der Niederlassung eines internationalen Unternehmens als Sekretärin tätig. Deshalb ist ihre sprachbiographische Selbstfindung ein längerer Prozess, der noch nicht allzu lange abgeschlossen ist. Ihre derzeitigen sprachlichen Anforderungen im Beruf als Übersetzerin und Dolmetscherin sind an den präskriptiven Normen der gesprochenen Hochsprache orientiert. Die im Beruf erforderliche Selbstkontrolle befähigt sie, relativ präzise Angaben über die Art zu machen, in der sie den Dialekt verwendet: Er ist ihrer Ansicht nach fossilisiert und begrenzt auf die Modalität Scherz.

(25) „Heute in dem Alter, wo ich jetzt bin, ja * ähm, * erlaue ich mir eher mal wider so was reinzubringen, ja, wie früher, als wie vielleicht mit dreißig oder mit vierzig, ja, wo man irgendwo sich erst ne Basis schaffen muss. Also * heut kann ich auch mal en Brocken da rein werfen, einfach aus Gaudi oder oder irgendwo aus Flapsigkeit.“ (Sprecherin 7)

Der psychologische Faktor ‘Bewusstsein der sprachlichen Konsolidierung’ tritt bei den Sprechern erst ein, nachdem sie im Beruf etabliert sind. Da die Dauer der beruflichen Etablierung individuell recht verschieden ist, lässt sich keine allgemein gültige Zeitspanne für die sprachliche Konsolidierungsphase angeben. Auf Grund der Aussagen ist zu vermuten, dass die Orientierung an der Hochsprache umso gefestigter wird, je länger der am sozialen Aufstieg orientierte Prozess dauert.

6.2.5 Kommunikationsregeln in der Berufspraxis

Zur Rolle, die die beiden Sprachvarietäten Dialekt und Hochsprache als Arbeitssprachen in dem Unternehmen einnehmen, in dem sie arbeiten oder gearbeitet haben, wurden unterschiedliche Begründungen gegeben, die Schlüsse auf Sprachhandlungsorientierungen und auf Regeln des Sprechens in unterschiedlichen Berufsfeldern zulassen.

Das Diktieren war für den Dialektsprecher 1 eine von der mündlichen Kommunikation getrennte Arbeitssprache, die andere sprachliche Aktivitäten am Arbeitsplatz kaum beeinflusst hat. Das monologische Diktieren und das dialogische Miteinander-Sprechen (von einigen Sprechern mit dem dialektalen „schwätzen“ charakterisiert) waren für ihn und seine Kollegen nicht nur unterschiedliche Sprechhandlungen sondern auch getrennte kommunikative Stilebenen. Die Sprachebene der dialogischen Interaktion am Arbeitsplatz war eher regional bis dialektal geprägt. Das Diktieren ist für ihn keine zu erwerbende Sprachfertigkeit, sie stellt sich „automatisch“ durch das an der Orthographie ausgerichtete Formulieren ein:

- (26) „Hab selwer also viel Briefe diktirt * un da muss mer dann automatisch **
 (...) annerschd diktiere als wie wenn mer do mitenanner schwätzt.“ (Sprecher 1)

Die Hochsprachesprecherin 9 sieht eine absolute Verpflichtung, die Hochsprache am Arbeitsplatz verwenden zu müssen, in der pädagogischen Aufgabe als Dozent für Deutsch in der Erwachsenenbildung. An anderer Stelle betont sie, dass in der Realschule diese Verpflichtung ihren Schülern und Schülerinnen gegenüber geringer sei: In ihrer Einstellung klingen die beiden pädagogischen Konzepte an, denen die Sprecher während der Schul- und Berufsausbildung begegneten (s.o. unter 6.2 und 6.2.2):

- (27) „Ich war zum Beispiel auch siebzehn Jahre an der Volkshochschule bei Erwachsenen. Da is es umnöglich, dass sie da, ähm, wenn sie vor der Klasse stehn un un irgend was doziern im Dialekt, des geht nicht. Des können sie nicht bringen.“ (Sprecherin 9)

Aus der Sicht der Dialektsprecherin 7 prägt die Multinationalität und Fluktuation unter den Mitarbeitern in einem internationalen Konzern den Kommunikationsstil generell in Richtung Hochsprache:

(28) „Also unsre Firma gehört zu nem amerikanischen Konzern. Das is natürlich einmal kommt von der Hamburger Filiale sind die Leute da, ja, die dann eben en Jahr oder zwei da arbeiten oder aus München oder irgendwo. Ja, des is irgendwo so en Sammelsurium von zusammengemischten Leuten.“ (Sprecherin 7)

Im Bereich der Technik dagegen ist nach Auffassung des Dialektsprechers 2 im großräumig abgesteckten „süddeutschen“ Raum die Verwendung der Hochsprache eher von Nachteil. Mit „*aus unserm Raum*“ meint er sein berufliches Betätigungsfeld, das von Mannheim im Norden über Stuttgart im Osten bis nach Freiburg in Südbaden reicht. Dialekt ist demnach sowohl für die Dialektsprecher als auch für die Hochsprachensprecher ein großräumig geltendes Identifikationssymbol, dessen Verwendung als Arbeitssprache in der Regel von Vorteil ist:

(29) „Awwer bei uns in der Technik schpield des weniger ne Rolle. Und ich habb mit tausende von Leut ä zu tun khatt, sch=m(ä)n dinschdlich, eh, awwer ewe alle aus unserm Raum. Do kommd mä eindlich erschd richdich an. Da ischd=s (e)n vorteil, wem=mä Dialekt schbricht, näd, weil die sage, där schbrischd unser schprach der verschdehd uns un isch kein Reinkschneider, wie ma bei uns sagt, näd.“ (Sprecher 2)

Als Reisevertreter mit Kunden aus der unteren Mittelschicht ist man dagegen darauf angewiesen, sich ein möglichst umfangreiches und flexibles Repertoire für die tägliche Arbeitssprache anzueignen. So charakterisiert die Ehefrau von Sprecher 5 dessen Arbeitssprache als heute noch im Ausbau begriffen:

(30) (KB: Adressierung an den Ehepartner:) „Du nimmschd da iwwerall irgendwie was mit. Un wenn du hinkimmscht un (KB: Adressierung an den Interviewer) da spricht de(r) aach so. Er spricht dann wie die Meenzer so, net * ned perfekt awwer so viele Worte wo=s druff ankommt, orrer wie die Pälzer. Also irgendwo nimmt er immer was mit.“ (Ehefrau von Sprecher 5)

Der Dialektsprecher 6 dagegen, der seine Berufsjahre auf der Rechnungsstelle der Verwaltung in seinem Wohnort verbrachte, hat die Hochsprache als Arbeitssprache nur im Rahmen des formal strukturierten Arbeitsbereichs Berichtswesen erfahren:

(31) „Wie isch debei war en Kassebericht abgeww, ned. * Einzelplän sinn do be-
kann=g=gewwe worn (KB: sind dort bekannt gegeben worden), wos im Haus-
haltsplan vergeseihe war, un wos verbraucht is, und wos noch da is, net. Do
häm=mer aach Hochdeutsch gesproche.“ (Sprecher 6)

Die Belege weisen darauf hin, dass die Hochsprache als Arbeitssprache offensichtlich an verschiedene Kriterien gebunden ist, die das allgemeine Kommunikationsverhalten in Unternehmen nicht berühren müssen. Sie hat eher die Funktion, spezifische an bestimmte kommunikative Aufgaben gebundene Arbeitsbereiche gegenüber anderen abzugrenzen.

6.2.6 Strukturwandel, soziale Mobilität und Sprache

Die zum Strukturwandel der Wohnorte der Informanten erhobenen groben Daten (Vergleich von statistischen Angaben und Straßenplänen sowie eine Ortsbegehung) bestätigen Berichte der Informanten. Eine auf die Wohnorte aller Dialektsprecher zutreffende Kurzcharakterisierung gibt Sprecher 5:

(32) „Damals in de fuffziger Joahrn noch, als die/ wie die erschde Uffnohme gemacht worre sinn * äh worn mer e reines Bauerndorf. (...) Jetzed is nix mehr los vun Landwirtschaft, also s is kee Vollerwerbsbauer mehr im Ort. (...) Wenn se einichermaße was verdiene, gehen se fort, * Stadtnähe.“ (Sprecher 5)

Der Strukturwandel und die soziale Mobilität seit den Fünfzigerjahren haben aber auch Neubürger in die Wohnorte gebracht. Die Erzählungen belegen durchweg, der Strukturwandel habe dazu geführt, dass sich in den Gemeinden jeweils zwei Gesellschaften entwickelt haben, die der Einheimischen und die der Neubürger. Die Durchlässigkeit zwischen beiden Gruppen scheint gering zu sein. Wenn sie gegeben ist, wirkt sie eher in Richtung Anpassung an den lokalen Dialekt. So der Dialektsprecher 3 in der Pfalz:

(33) „Es sinn einzelne, die halt von weiter herkommen, hauptsächlich die vum Nordde * owwe runnerkomme sinn aus de Hamburger Gegend oder * Bremen oder so. * Die behalten jo ihr Hoogdaitsches bei sich, net. * Es gibt aach, die nemmen aach des Iggelbacher Dialekt zum Teil an, net, * versuchen des, net, awer es kummt immer widder des Hoogdaitsch dorch.“ (Sprecher 3)

Auch der Dialektsprecher 6 in Südhessen macht vergleichbare Erfahrungen. Entscheidend für die sprachliche Integration ist das Einklinken der Neubürger in die von Einheimischen eingenommenen kommunikativen Schauplätze z.B. Vereine, über die man den Zugang zur lokalen Geselligkeit in den Gaststätten findet. Diejenigen, die das nicht tun, werden kaum wahrgenommen:

(34) „Na ja, des kimmt uff de Charakter an vun demjeniche. Do sinn welche do, die geihn iwwerhaupt net in die Wertschaft. Un annern gehen vum ersde Tag an, un die passe sich unsrer Sprach an. Die redde jetzt aach wie mir awwer, des is dann sou e Gemisch. * Es sinn einiche Neubürcher hier awwer die hawwe sich schunn an die Oudewälder Sprach do gewehnt.“ (Sprecher 6)

Dort, wo in den vergangenen drei Jahrzehnten ein massiver Zuzug an Neubürgern stattgefunden hat, wie z.B. im Einzugsbereich des Rhein-Main-Flughafens, werden sie – von Ausnahmen abgesehen – als Truppe von Pendlern wahrgenommen, die den Wohnort lediglich als Schlafstätte nutzt. So stellt sich für den Dialektsprecher 4 auch nicht die Frage nach der Art des Sprachkontakts zwischen den beiden Gruppen:

(35) „Die vum Neibaagebiet dun sich veel ned integriern. * Sinn aach dobei, die in e Veroine mitmache, net, awwer zum größde Daal (...) ja die gehen morjens fort un kumme owends.“ (Sprecher 4)

Die erste Welle an Neubürgern kam in den Fünfzigerjahren. Es waren die durch die Folgen des zweiten Weltkriegs – in den meisten Fällen in den Ort eingewiesenen – Heimatvertriebenen. In der Rückschau der Dialektsprecher ist der soziale Integrationsprozess seinerzeit harmonisch verlaufen.

Unter kommunikativem Aspekt betrachtet gab es aus der Sicht von Sprecher 5 keine Verständigungsprobleme zwischen den unterschiedlichen Dialekten. Eine Anpassung an den Ortsdialekt hätten die Heimatvertriebenen jedoch bis heute nicht vollzogen.

(36) „Ganz normal unser Dialekt hem=mer mit denen gesproch. Un die hunn sich aach schnell * äh, die hunn des aach schnell verstanden. * Nur ihr ei(genes) Dialekt hunn se/ orrer spreche se heit noch also die alte, die noch lewe.“ (Sprecher 5)

Die im Kindesalter mit den heimatvertriebenen Eltern zugezogene Hochsprachessprecherin 10 bestätigt das von Sprecher 5 beobachtete sprachbehaltende Verhalten aus der Innenperspektive:

- (37) „Und mein Vater vor allem bei dem war aber auch noch ne innere Sperre da, (...) weil er von zu Haus hat weg müssen.“ (Sprecherin 10)

Im Gegensatz zum obigen Bericht über das Verhalten der Dorfbewohner haben sich die einheimischen Kaufleute im damals engräumigen Einzugsgebiet der Stadt bemüht, die Hochsprache als *lingua franca* einzusetzen:

- (38) „Grade die Geschäftsleute haben versucht, wenn sie unsereins bedient ham * äh sich dann in einer anderen Sprache zu befleißigen, des halt in Hochdeutsch zu sagen.“ (Sprecherin 10)

Nach den Aussagen der Sprecher sind drei Tendenzen im Umgang zwischen Einheimischen und Neubürgern zu beobachten. Dominant ist die Tendenz zur Außenorientierung unter den Neubürgern, die eine gesellschaftliche Integration und den Sprachkontakt verhindert. In der Minderzahl sind die Fälle von sozialer und sprachlicher Eingliederung, die aus Eigeninitiative des Neubürgers erfolgt (oder erfolgen muss). Daneben gibt es den unvermeidlichen Kontakt im Konsumbereich, der schon in den Fünfzigerjahren in dörflichen und städtischen Strukturen kommunikativ unterschiedlich geregelt wurde: Im dörflichen Bereich war es der (harmonische) interdialektale Kontakt, im städtischen Umfeld dagegen wurde von Seiten der einheimischen Verkäufer die Hochsprache angeboten.

6.2.7 Spracherziehungsstile früher und heute

In 6.2.1 wurden Äußerungen über den Spracherwerb in Elternhaus und Schule aus der Jugendzeit der Sprecher zusammengetragen und die damaligen Erziehungsstile rekonstruiert. Äußerungen über den auf ihre Kinder und Enkelkinder angewendeten Erziehungsstil lassen sich mit den damaligen Erziehungsstilen vergleichen und daraus Vermutungen über den künftigen Sprachwandel anstellen.

Aus der damaligen Zeit gibt es kaum Äußerungen über einen gesteuerten Spracherwerb im Elternhaus. Heute dagegen ist das Elternhaus gleichsam zum verlängerter Arm der Schule geworden, so die Sprecherin 10, eine Grundschullehrerin:

(39) „Ich hab schon gemerkt, dass die Mütter auch drauf achten, dass die Kinder ordentlich Hochdeutsch reden * und auch wegen der Rechtschreibung und so.“
(Sprecherin 10)

Nicht nur der Hochsprachesprecher 8 schreibt diese pädagogische Aufgabe ausschließlich der Mutter zu:

(40) „hach, also da sorgt meine Frau dafür, dass die ordentlich nach der Schrift reden.“ (Sprecher 8)

Die Art, wie die eigenen Kinder unter Gleichaltrigen sprachen oder die Enkelkinder sprechen, ist damals wie heute von geringem Interesse; denn die Auskünfte darüber waren in der Form von Vermutungen formuliert. So sind damals wie heute die Dialekte ein zentraler Bestandteil der Jugendsprachen im mittel- und oberdeutschen Raum (siehe z.B. Ehmann 1992, Bausch 1994, 1998, Schwitalla 1994).

Gelegentlich wird die Duldung des Dialekts der eigenen Kinder unter Gleichaltrigen mit einer aus der beobachteten Mehrsprachigkeit von Bürgern anderer Nationalität abgeleiteten Spracherwerbstheorie gestützt. So zieht der Sprecher 11 ein Konzept heran, das den teilgesteuerten Mehrspracherwerb in der Familie belegt, nicht um ein mehrsprachiges Erziehungskonzept zu stützen, sondern lediglich um damit seine Toleranz gegenüber der dialektalen Sprechweise seiner Kinder außer Haus zu rechtfertigen:

(41) „Wenn es möglich ist, dass Familien ihre Kinder in zwei oder drei Fremdsprachen aufziehen, dann muss es bei uns auch möglich sein. Wir haben nix dagegen, wenn die do draußen so reden, aber zu Hause reden se gefälligst anders mit uns.“ (Sprecher 11)

Die Sprecher, die vor vier Jahrzehnten als Eltern eigener Kinder im Haus Dialekt sprachen beobachten einen Sprachwandel an ihren nun selbst erwachsenen Kindern. Er wird jedoch ausschließlich festgemacht an Verlusten

im dialektalen Wortschatz. So die über 70-jährige Ehefrau von Sprecher 1 über ihre fünfzigjährige Tochter:

(42) „Des isch lang net so wie früher * die verstehn manche Ausdrücke, die mir hawwe im Dialekt nicht mehr ** sogar unsere Tochter im Hinteraus die wird jetzt fünfzig.“ (Ehefrau von Sprecher 1)

Der 30-jährige Sohn von Sprecher 2 dagegen hat sich durch den ungesteuerten dialektalen Erstspracherwerb, durch die dialektale Sprachpraxis unter Gleichaltrigen und über die Schule in einen Arbeitskreis zum Dialekt zum vorbildlichen Dialektsprecher entwickelt:

(43) „Mein jüngschder Sohn vor alle Dinge ganz stark (KB: auf die Frage, wo er den Dialekt gelernt habe) in der Familie nadürlich, deheim und au beim/ der Umgebung, gell, in der Schule un so wieder un in/. Ja, war dann schon späder in der Schule da hat mer des ei=nlich schon widder gefördert in der Schule.“ (Sprecher 2)

Die Dialektsprecher verwenden ihren Enkelkindern gegenüber die gleiche dialektale Sprechweise, die sie ihren Kindern gegenüber beibehalten. Das gilt auch dann – oder besonders – wenn bei den Enkelkindern der hochsprachlich orientierte Erziehungsstil der Schule bereits durchschlägt:

(44) „Die Kloa (=Enkelkind) do die sprichd Hoch/ ja ned direkt Hochdeutsch, e bissje durchenanner. Die gibt sich Mieh, will Hochdeutsch spreche. Es klappd awwer noch ned (...) Mit mir spricht se Platt. * Wann se als Hochdeutsch kimmt, saach isch als, her uff mit dem Hochdeutsch do. Mer spreche wie mer=s gelernt howwe.“ (Sprecher 6)

Wenn die Kinder nach der Gründung einer eigenen Familie in andere Dialekt-Regionen umgezogen sind, kann die dialektale Haussprache des Elternhauses aufgegeben werden. Sie wird jedoch in der Kommunikation mit den Eltern reaktiviert. So schildert Sprecher 1 ein Erlebnis mit seinen Enkeln, das den Dialektabbau in der dritten Generation verdeutlicht:

(45) „Mei Frau war drunne (KB: in Minden, Norddeutschland) un hat sich mit unsrer Tochter unterhalte. Auf einmal sacht der kleine Enkelsohn, * mir henn natirlich de Neureuter Dialekt gesproche, gell. * Da sacht der Fünfjährige zu ihr Oma, * bist du auch Deutsche.“ (Sprecher 1)

Obwohl sich im Verlauf der vergangenen vier bis sechs Jahrzehnte das gymnasiale pädagogische Konzept zum gesteuerten Erwerb der Hochsprache auf den mütterlichen Erziehungsstil ausgeweitet hat, bleibt festzuhalten: Das pädagogische Konzept im Elternhaus läuft eher auf die Vermittlung von Zweisprachigkeit hinaus als auf den gezielten Abbau des Dialekts. Der Dialekt wird nach wie vor über die Großeltern und Eltern tradiert. Vermutlich trägt auch die Verwendung des Dialekts als Jugendsprache zu dessen Erhalt bei. Eine gewisse Rolle spielt dabei sicherlich auch die heute höhere Toleranz gegenüber den Dialekten im Alltag. Dialektwandel wird vorwiegend am Abbau des dialektalen Wortschatzes festgemacht.

6.3 Wandel im kommunikativen Stil und Sprachwandel

Aufgabe wäre nun, den in der quantitativen und qualitativen Analyse (s.o. Kap. 5) beobachteten Sprachwandel der einzelnen Sprecher mit ihren soziobiographischen Daten abzugleichen um festzustellen, welche Bündelungen von soziobiographischen Faktoren auf welche Art des Sprachwandels (möglicherweise) eingewirkt haben. Diese korrelative Analyse, die nur statistische Zusammenhänge aufdecken könnte, konnte wegen der geringen Anzahl von 11 Informanten nicht geleistet werden. Eine interpretative Analyse der wahrscheinlichen Zusammenhänge ist im Rahmen der Untersuchung nicht vorgesehen und wäre auch nur in äußerst begrenztem Rahmen möglich, denn die Untersuchung des Sprachwandels aller Sprecher wurde nur an einigen exemplarisch ausgewählten Variablen quantitativ ermittelt. Erst die interpretative Analyse an einem Sprecher konnte die quantitativen Veränderungen in ihren kommunikativen Funktionen aufdecken. Letztlich zeigten sie, dass das phonologische Inventar nur moderat umstrukturiert wurde, die funktionale Verwendung der Varianten sich jedoch beachtlich geändert hat.

Im Folgenden möchte ich mich darauf beschränken, die heutigen Sprachorientierungen der Sprecher aus ihrer eigenen Perspektive zu dokumentieren und daraus Schlüsse auf den Wandel des kommunikativ sozialen Stils ziehen.

Es gibt heute noch Regionen im Odenwald und der Pfalz, in denen der Dialekt neben der Hochsprache eine vollgültige Verkehrssprache ist, obwohl

ein beachtlicher Strukturwandel und eine beachtliche Zuwanderung von Neubürgern stattgefunden hat. So betont Sprecher 6:

(46) „Innerhalb vum Kreisgebiet muss mer ned Hochdeutsch spreche * do spricht jeder sei Dialekt.“ (Sprecher 6)

Das Sprachverhalten von Sprecher 5, der in seiner Reisetätigkeit als Handelsvertreter den nördlichen und mittleren Rhein-Neckar-Raum abdeckt, belegt, dass die Akkomodation auf die Sprachebene der Klientel äußerst komplex strukturiert ist. Es erfordert ein an dialektalen und hochsprachlichen Varianten reiches Repertoire, das bewusst und auch unbewusst strategisch eingesetzt wird. Dabei hat er weder Elemente seines als Erstsprache erworbenen dialektalen Inventars abgebaut, noch die Hochsprache zur *lingua franca* erklärt. Dieses komplexe Kommunikationsverhalten beschreibt er ironisch, wobei er auf die verbreitete These „eine Nation, eine Sprache“ und auf das mindere Sozialprestige der Dialekte anspielt:

(47) „Ich hab en schwachen Charakter. Ich stell mich immer uff die Leut ein, mit denen ich mich unterhalt.“ (Sprecher 5)

Unter Hochsprachessprechern, die im öffentlichen Leben aktiv sind, hat der Dialekt die Funktion, hierarchische Strukturen (das Ausüben von Weisungsbefugnissen) in der Alltagskommunikation verträglicher zu machen. So der Hochsprachessprecher 11, der von Hause aus Jurist und Leiter einer großen Akademie für Erwachsenenbildung in einer pfälzischen Großstadt ist. Er belegt darüber hinaus, dass die inoffizielle Amtssprache auch im Publikumsverkehr der (Stadt)dialekt ist:

(48) „Meine Sekretärin pflegt diesen Dialekt. und ich hab ihr gesagt, mir wär=s schon sehr sehr sympathisch, wenn sie also aus dem Dialekt wenigstens am Telefon und so ein bisschen herauskäme. Aber wenn wir sehr verkürzt miteinander sprechen, weil ich ihr schnell was sagen muß, dann, äh, geh ich runter auf die Ebene des Dialekts, weil des nämlich nicht wie eine Anordnung, wie win Befehl, oder * äh. * So ne verkürzte Geschichte, die so so auch en bisschen Herrschaft signalisiert oder so was, * ich kann des nicht leiden.“ (Sprecher 11)

Man versucht, die dialektale Sprachebene der Schulzeit zu reaktivieren, wenn man sich in größeren Zeitabständen wieder trifft.

(49) „Vor Kurzem ham=mer mal Klassentreffen gehabt, ja, alla da käm ich mir schon ziemlich gestelzt vor, wenn ich also dann net so insgesamt den släng da drauf hätt, wie die.“ (Sprecher 5)

Das gleiche Verhalten belegt die Sprecherin 7 im Kontakt mit den Eltern, auch wenn sie ansonsten auf Grund ihrer beruflichen Biographie den Dialekt nur noch in fossilisierter Form in der Modalität Scherz verwendet.

(50) „Wenn ich mich mit meinem Vater unterhalt, der sechsundachtzig Jahr alt ist, oder mit meiner Mutter, ja * äh, da kommt natürlich schon ganz was andres rüber als wenn/ wenn ich was weiß ich, im Büro bin oder oder en Telefonat führ, oder so was, ne. Es kommt irgendwo doch irgendwo auf den Gesprächspartner druff an * würd ich also so sagen, gell.“ (Sprecherin 7)

Letztlich gilt das, was der Dialektsprecher 4 aus seiner lokalen Perspektive im Dialekt formuliert in analoger Übertragung für alle 11 Informanten dieser Studie:

(51) „Mer schwätzt halt veel wie de schnawwl gewochs/ mer versucht=s halt, (KB: Hochsprache zu sprechen) (LACHT) so uff=m amt zum Beispeel.“ (Sprecher 4)

Man spricht so, wie man es sich in der Alltagspraxis angeeignet hat. Nur in der Öffentlichkeit kontrolliert man bewusst sein Sprachverhalten in Richtung der Lesesprache und Hochlautung.

Da sich die Anforderungen des Alltags an die einzelnen Sprecher im Verlauf der vier Jahrzehnte geändert haben, hat sich natürlich auch die Alltagspraxis geändert, und mit ihr ist der kommunikativ soziale Stil ein anderer geworden.

Nach den noch dürftigen Ergebnissen dieser Pilotstudie zu urteilen, darf man die Hypothese wagen, dass der Sprachwandel im Rhein-Neckar-Raum ähnlich verläuft, wie Christen (1997) ihn am Schweizerdeutschen nach einem Vergleich von Aufnahmen junger Erwachsener mit den Daten des Sprachatlas der Deutschen Schweiz konstatiert:

Es zeichnet sich weder eine einzelne Koiné im diachronen noch eine im synchronen Sinne ab, (...) Neben eigenständigen natürlichen und auch erwartbaren Weiterentwicklungen innerhalb des Schweizerdeutschen gibt es ein hohes Maß an

Veränderungen, die nach dem Muster eines Post-Kreol-Kontinuums ablaufen und auf einen gerichteten regionalen, aber nicht überregionalen Ausgleich abzielen. (ebd., S. 361).

7. Ergebnisse und Ausblick

Gegenstand der Pilotstudie war die Frage nach einer möglichen Fortschreibung des Zwirner-/Pfeffer-Archivs aus den Fünfzigerjahren und das Erfassen des arealen Wandels der gesprochenen Sprache über die individuellen Sprachveränderungen von gleichen Sprechern aus den beiden Archiven im Abstand von vier Jahrzehnten. Ein Leitfaden zur Datenerhebung und eine Liste von Indikatoren des Sprachwandels wurde ausgearbeitet. Beide wurden in der Rhein-Neckar-Region in einer erneuten Erhebung mit den gleichen Informanten des Archivs getestet. An den Erst- und Zweitaufnahmen wurden unterschiedliche Methoden der Variationsanalyse getestet und Tendenzen des Sprachwandels beobachtet.

Die Auswahl der Informanten im Zwirner-/Pfeffer-Archiv bezüglich der Sozialschicht ist jeweils homogen. So kann ein Zusammenhang zwischen Sozialschicht und Sprachfertigkeit am Material nicht überprüft werden. Auch eine Rekonstruktion der damaligen sozialen Kontexte ist nicht möglich, denn die Protokollbögen enthalten außer Personenangaben nur allgemeine Angaben zu Ausbildung und Beruf.

Da aus den 345 in der Rhein-Neckar-Region vorhandenen Archivaufnahmen nur noch elf Informanten ausfindig zu machen waren, mit denen eine Neuaufnahme durchgeführt werden konnte, war es nicht möglich, die im Antrag (1991) anvisierte areale Veränderung von dialektalen Isoglossen über den Sprachwandel der gleichen Sprecher zu erfassen. Die Pilotstudie mit Informanten des Zwirner-/Pfeffer-Archivs auf eine Hauptuntersuchung mit „22 Kerngebiete(n) der deutschen Dialektlandschaft“ (Wagner 1997, S. 305) auszudehnen, muss scheitern, weil bei der Erfolgsquote von knapp 4% nur ca. 360 Informanten für eine flächendeckende Nacherhebung in den deutschsprachigen Ländern zur Verfügung stehen würden.

Das bisher nicht systematisch ausgewertete Material des Zwirner-/Pfeffer-Archivs sollte von Dialektologen zunächst darauf geprüft werden, ob es überhaupt für eine Neu-Kartographie der Dialekte geeignet ist. Dazu muss getestet werden, ob die Belegdichte pro Planquadrat mit der Seitenlänge von ca. 16 km ausreichend ist für die Erfassung kleinräumiger Sprachgrenzen.

Um den Arbeitsaufwand dafür in einem vertretbaren Zeitrahmen zu halten, ist die Digitalisierung der Archivaufnahmen und eine Transkript-zu-Ton-Zuordnung in einer Datenbank Voraussetzung, über die man phonologische Variablen, die Sprachwandel-Indikatoren und Kontextfelder über das literarische Transkript abrufen kann. Einen entsprechenden Test sollte man auf eine isoglossenreiche Region (z.B. den Rhein-Neckar-Raum mit 7 Isoglossen) konzentrieren um zu überprüfen, was die Zwirner-Aufnahmen hergeben, wenn man an sie die Kriterien des Deutschen Sprachatlas zur Darstellung von Isoglossen anlegt.

Für eine Analyse natürlicher Sprache ist das Zwirnersche Erhebungsverfahren, das auf das Ausblenden sprachlicher, sozialer und situativer Variation abzielt, nur begrenzt geeignet. Den Mangel an sozialen und ethnographischen Hintergrunddaten durch eine Befragung der gleichen Sprecher nach vierzig Jahren über eine Befragung zur Sprecherbiographie zu beheben, ist nur teilweise gelungen. Die Antworten der Informanten zu ihrer persönlichen Sprachentwicklung und deren Ursachen waren begrenzt auf kondensierte Verarbeitungen aus ihrer heutigen Perspektive gerichtet.

Der ausgearbeitete ethnographische Leitfaden für Interviewer zur Erhebung gesprochener Sprache hat sich in der Neuerhebung bewährt. In der Begegnung mit den Interviewern in der Rolle des vertrauten Fremden haben die Informanten ein teilweise reiches Spektrum an sprachlichen Varianten im Gespräch produziert.

Die quantitative Analyse von unterschiedlichen Variablen (Spirantisierung, Rhotazismus, Partizip II) hat auch gezeigt, dass die Archiv-Aufnahmen mit einer Länge von nur ca. 10 Minuten auf der morphologischen Ebene eine kritische Marke für quantitative Varianten-Analysen erreichen.

Die quantitativ statistische Analyse konnte zwar allgemeine Tendenzen des Sprachwandels aufzeigen, sie hat jedoch folgende Defizite:

- Variablen können nur isoliert vom sprachlichen Kontext betrachtet werden,
- die interne Dynamik des Gesprächs geht verloren,

- die zum Teil beträchtlich unterschiedlichen individuellen Entwicklungen werden über Durchschnittswerte eliminiert,
- die funktionalen sprachinternen und kommunikativ-stilistischen Hintergründe der Variation bleiben verdeckt,
- die Korrelationsmöglichkeiten von sprachstatistischen Befunden mit sprachexternen Faktoren bleiben stets im Rahmen des im Voraus festzulegenden soziologischen Modells.

Die fallbezogene interpretative Analyse dagegen ermöglicht die Einordnung und Bewertung einzelner Belege und Befunde. Besonders aufschlussreich war in unserem Fall die Diskussion der extremen Fälle ('statistische Ausreißer'). Die exemplarische interpretative Analyse der Variablen in den Indikatoren „haben“ und „sein“ und deren Kontexte hat gezeigt, dass das angedachte Konzept zur Suche von Kontextfeldern zum Erschließen von Variantenbündeln für anschließende Gesprächs- und Interaktionsanalysen geeignet ist.

Aus der Sicht der interpretativen Soziolinguistik und der Gesprächsanalyse betrachtet sind die Aufnahmen des Zwirner- und Pfeffer-Archivs relativ ergiebig. Trotz ihrer geringen Dauer und der Begrenzung auf die Gattung Erzählung bieten sie im Rahmen dieses Erhebungskonzepts ein relativ variantenreiches Material, das als historische Sprachprobe auch für konversationelle Analysen von Nutzen sein kann.

Die exemplarische Untersuchung der Sprachveränderungen im Abstand von vier Jahrzenten im Rhein-Neckar Raum hat ergeben:

- Die *b*-Spirantisierung ist zu einem konstitutiven Merkmal der regionalen Standardsprache (Hochsprache) geworden; deshalb ist sie heute zur Abgrenzung von Dialekt und Hochsprache nicht mehr geeignet.
- Das Inventar der Dialekte hat sich in der Substanz kaum verändert.
- Den Normen der hochsprachlichen Lautung kommt heutzutage weniger Prestige zu als allgemein vermutet. Auf den Dialekten basierende regionale Varianten der Hochsprache haben sich herausgebildet.

- Die interpretativen Analysen weisen darauf hin, dass diese quantitativen Veränderungen auf veränderten Anwendungsregeln für die Varianten beruhen. Die phonologischen Veränderungen sind zu beschreiben als ad hoc Entlehnungen auf den Ebenen des Lexikons, der Phraseologie und der konversationellen Strategien. Wie sich die quantitativen Veränderungen qualitativ in kommunikativ stilistischen Verfahren und Regularitäten niederschlagen, kann nur über weitere teilnehmende Beobachtung in unterschiedlichen sozialen Kontexten und weitere qualitative Analysen geklärt werden.
- Der Sprachwandel in den vier Jahrzehnten ist demnach eher ein Wandel im kommunikativ sozialen Stil als ein Wandel im Sprachsystem.
- Das Variationsspektrum der Sprecher in den Aufnahmen der Fünfzigerjahre und ihre soziobiographischen Auskünfte in den Interviews aus den Neunzigerjahren weisen darauf hin, dass die Erweiterung der hochsprachlichen Kompetenz nicht mit Dialektabbau verknüpft sein muss oder die Einstellung zum Dialekt verändert. Der beobachtete Sprachwandel in den vier Jahrzehnten ist demnach nicht unidirektional als Abbau von Dialekt oder Hochsprache zu interpretieren, sondern auch ein Ausdruck von erweiterten soziostilistischen Anforderungen im Alltag.

Eine diachrone Untersuchung des gleichen Sprechers – wie sie in dieser Pilotstudie durchgeführt wurde – hat zwar den Vorteil, dass die soziologischen Faktoren des Wandels auf die individuelle Biographie der einzelnen Sprecher bezogen untersucht werden können. Die dadurch gegebene direkte Relation zwischen Sprachdaten und Sozialdaten ermöglicht auf interpretativem Weg differenzierte Hypothesen zu den Hintergründen von Sprachwandel und die Darstellung von prototypischen Sprecherbiographien. Klassifiziert man die unterschiedlichen Arten des biographischen Sprachwandels anhand der Äußerungen der Sprecher zu ihrer Biographie, kann man fünf typische Sprecherbiographien unterscheiden: den flexiblen Sprecher, den adaptierenden Sprecher, den reaktivierenden Sprecher, den retardierenden Sprecher und den idiosynkratischen Sprecher. Der wesentliche Aspekt dieser Klassifizierung liegt in der Art und Weise, in der die Sprecher ihre ungesteuert erworbene Erstsprache in der Konfrontation mit der relativ gesteuert erworbenen Zweitsprache – die in den meisten Fällen die Hochsprache ist – im Verlauf ihrer Biographie lösen.

Offen bleibt allerdings die Frage, ob die Ergebnisse uneingeschränkt auf den Sprachwandel zwischen Generationen übertragen werden können; denn die Kontinuität an Erfahrung und sozialer Orientierung des einzelnen Individuums über Generationen hinweg sind andere als die zwischen zwei Generationen.

Zu überlegen ist deshalb, ob man nicht der Frage nach dem Wandel der soziostilistischen Anforderungen im Alltag nachgehen sollte über die Analyse ethnographisch erhobener Neuaufnahmen aus unterschiedlichen Gesprächssituationen und Lebenswelten mit Sprechern unterschiedlichen Alters. Die geschichtliche Dimension kann dann einbezogen werden in scheinbarer Zeit über den Wandel zwischen den Generationen und in realer Zeit mit historischem Tonmaterial gesprochener Sprache, das nicht nur im Archiv des Instituts für Deutsche Sprache, sondern auch in den Archiven der Forschungsszene zur Verfügung steht.

8. Literatur

Die Literaturliste enthält über die zitierte Literatur hinaus auch weiterführende Literatur zum Thema.

Aitchison, Jean (1981): *Language Change: Progress or Decay?* London.

Althaus, Hans Peter (1970): *Ergebnisse der Dialektologie. Bibliographie der Aufsätze in den deutschen Zeitschriften für Mundartforschung.* Wiesbaden. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Beiheft 7). S. 1854-1968.

Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1980): *Lexikon der germanistischen Linguistik.* 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Tübingen.

Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1987/88): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft.* 2 Halbbde. Berlin/New York.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1976): *Kommunikative Sozialforschung.* München.

Auer, Peter (1986): *Konversationelle Standard/Dialektkontinua (Code-Shifting).* In: *Deutsche Sprache* 14, S. 97-124.

Auer, Peter (1990): *Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache.* (= *Studia Linguistica Germanica* 28). Berlin/New York.

Auer, Peter (1997): *Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien.* In: Mattheier/Radtke (Hg.) (1997): S. 129-161.

Auer, Peter/di Luzio, Aldo (Hg.) (1988): *Variation and Convergence: Studies in Social Dialectology.* Berlin/New York. (= *Soziolinguistik und Sprachkontakt* 4).

Bahner, Werner/Schildt, Joachim/Viehweiger, Dieter (Hg.) (1990): *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists.* Berlin/GDR, August 10th–August 15th, 1987. 3 Bde. Berlin.

Baldi, Philip (Hg.) (1991): *Patterns of Change, Change of Patterns. Linguistic Change and Reconstruction Methodology.* Berlin/New York.

Banzer, Anton (1993): *Sprachwandel in Triesenberg (FL). Phonologische und morphologische Veränderungen in der einzigen Walsermundart Liechtensteins.* In: Christen (1993): S. 80-101.

- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1990): *Variation in German: A Critical Approach to German Sociolinguistics*. Cambridge UK. (Deutsch: 1990: *Variation im Deutschen*. Berlin/New York).
- Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1998): *Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum*. Tübingen. (= Phonai 43).
- Bauer, Erika (1957): *Dialektgeographie im südlichen Odenwald und Ried*. Marburg. (= Deutsche Dialektgeographie 43).
- Bauer, Erika (1964): *Alte und neue Sprachgrenzen im Südrheinfränkischen*. In: van Windekens (Hg.) (1964): S. 20-27.
- Baugh, John/Sherzer, Joel (Hg.) (1984): *Language in Use: Readings in Sociolinguistics*. Englewood Cliffs, NJ.
- Bausch, Karl-Heinz (1975): *Zur Problematik der empirischen Basis in der Linguistik*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 3.2, S. 123-148.
- Bausch, Karl-Heinz (1979): *Intuition und Datenerhebung in der Linguistik. Zur pragmatischen Basis linguistischer Methodologie*. In: *Bergenholtz/Schaeder* (1979): S. 71-88.
- Bausch, Karl-Heinz (1980): *Soziolekt*. In: *Althaus/Henne/Wiegand* (1980): S. 358-363.
- Bausch, Karl-Heinz (1994): *Regeln des Sprechens, Erzählstile, soziale Typisierungen, Sprachvariation und Symbolisierungsverfahren unter Jugendlichen*. In: *Kallmeyer* (1994/1995): Teil 1, S. 387-466.
- Bausch, Karl-Heinz (1995): *Das Herstellen lokaler Identität in der Kommunikation am Beispiel eines Stadtteils in einer Großstadt*. In: *Werlen* (1995): S. 39-65.
- Bausch, Karl-Heinz (1998): *„Sie hat Udo geküßt“ – oder: Klatsch-Variationen. Verbale Strategien und Sprachvarianz unter Jugendlichen*. In: *Henn-Memmesheimer* (1998): S. 135-155.
- Bausch, Karl-Heinz (2000): *Dialektologie und interpretative Soziolinguistik am Beispiel des Sprachwandels im Rhein-Neckar-Raum*. In: *Stellmacher* (2000): im Druck.
- Bellmann, Günter (1983): *Probleme des Substandards im Deutschen*. In: *Mattheier* (1983): S. 105-130.
- Bellmann, Günter (Hg.) (1986): *Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein*. Stuttgart. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 10).
- Bellmann, Günter (1986a): *Zweidimensionale Dialektologie*. In: *Bellmann* (1986): S. 1-55.
- Beneke, Jürgen (1990): *Soziokulturelles Sein – Alltagsbewußtsein – Sprachverhalten*. In: *Bahner u.a.* (1990). Bd. 2, S. 1486-1489.
- Bergenholtz, Henning/Schaeder, Burkhard (Hg.) (1979): *Empirische Textwissenschaft*. Königstein/Ts. (= Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 39).

- Besch, Werner/Hufschmidt, Jochen/Kall-Holland, Angelika/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1981): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode Berlin. (= Forschungsbericht Erp-Projekt I).
- Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1982/1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbde. Berlin/New York.
- Besch, Werner/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1985): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin.
- Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.) (1984/1985): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2 Halbbde. Berlin/New York.
- Best, Karl-Heinz/Kohlhase, Jörg (Hg.) (1983): Exakte Sprachwandelforschung. Theoretische Beiträge, statistische Analysen und Arbeitsberichte. Göttingen.
- Bichel, Ulf (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen.
- Bickerton, Derek (1971): Inherent variability and variable rules. In: Foundations of Language 7, S. 457-492.
- Blom, Jan-Petter/Gumperz, John J. (1972): Social meaning in linguistic structure: code-switching in Norway. In: Gumperz/Hymes (1972): S. 407-434.
- Blount, Ben G./Sanches, Mary (Hg.) (1977): Sociocultural Dimensions of Language Change. With an Introduction by John J. Gumperz. New York/San Francisco/London.
- Boretzky, Norbert u.a. (Hg.) (1993): Beiträge zum 8. Bochum-Essener Kolloquium über „Sprachwandel und seine Prinzipien“ vom 19.10.-21.10.1990 an der Ruhruniversität Bochum. 2. unv. Aufl. Bochum. (= Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung 14).
- Boretzky, Norbert/Enninger, Werner/Stolz, Thomas (Hg.) (1987): Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren: vom 30.9.-2.10.1987 an der Universität Essen. Bochum. (= Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung 4).
- Boretzky, Norbert/Enninger, Werner/Stolz, Thomas (Hg.) (1988): Beiträge zum 4. Essener Kolloquium über Sprachkontakt, Sprachwandel, Sprachwechsel, Sprachtod: vom 9.10.-10.10.1987 an der Universität Essen. Bochum. (= Bochum-Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung 5).
- Bräutigam, Kurt (1934): Die Mannheimer Mundart. Heidelberg.
- Brednich, Rolf Wilhelm u.a. (Hg.) (1982): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung

- der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br., 16.-18.3.1981. Freiburg i. Br.
- Breivik, Leiv Egil/Jahr, Ernst Hakon (Hg.) (1989): *Language Change. Contributions to the Study of its Causes*. Berlin u.a. (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* 43).
- Bright, William (Hg.) (1966): *Sociolinguistics*. The Hague.
- Bright, William/Ramanujan, A. K. (1976): *Sociolinguistic Variation and Language Change*. In: Dil (1976): S. 47-56. (Deutsch in: Steger (1982): S. 453-465).
- Brinkmann to Broxten, Eva (1986): *Stadtsprache – Stadtmundart. Studie zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main*. Tübingen. (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 289).
- Brockhaus, Wiebke (1995): *Final devoicing in the Phonology of German*. Tübingen.
- Bücherl, Rainald J. (1982): *Regularitäten bei der Dialektveränderung und Dialektvariation. Empirisch untersucht am Vokalismus nord-/mittelbairischer Übergangsdialekte*. In: *Zeitschr. f. Dialektologie und Linguistik* 49, Nr. 1, S. 1-27.
- Cedergren, Henrietta (1988): *The Spread of Language Change: Verifying Inferences of Linguistic Diffusion*. In: Lowenberg (1988): S. 45-60.
- Cherubim, Dieter (Hg.) (1975): *Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft*. Berlin/New York.
- Cherubim, Dieter (1980): *Abweichung und Sprachwandel*. In: Cherubim (Hg.) (1980): S. 124-152.
- Cherubim, Dieter (Hg.) (1980): *Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung*. Tübingen. (= *Reihe germanistische Linguistik* 24).
- Cherubim, Dieter/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1989): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*. Berlin/New York.
- Cheshire, Jenny (1982): *Linguistic variation and social function*. In: Romaine (1982): S. 153-166.
- Cheshire, Jenny (1982a): *Variation in an English dialect: a sociolinguistic study*. London.
- Christen, Helen (Hg.) (1993): *Variationslinguistik und Dialektologie: Ergebnisse aus studienabschließenden Arbeiten an der Universität Freiburg, Schweiz*. Hrsg. in Zusammenarbeit mit Anton Banzer u.a. Freiburg/Schweiz.
- Christen, Helen (1997): *Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen?* In: Stickel (1997): S. 346-364.
- Danforth, Pamela C. (1981): *A descriptive study of an urban Mannheim social dialect*, MA-Thesis. California State Univ.

- Dausas, August (1990): Theorien des Sprachwandels. Eine kritische Übersicht. Stuttgart.
- Davies, Winifred V. (1994): Dialect and standard in speakers' perceptions: delayed reactions to linguistic reality in a German city. In: Parry/Davies/Temple (1994): S. 295-309.
- Davies, Winifred V. (1995): Linguistic variation and language attitudes in Mannheim-Neckarau. Stuttgart. (= Zeitschrift f. Dialektologie u. Linguistik. Beiheft 91).
- Debus, Friedhelm (1978): Stadt-Land-Beziehungen in der Sprachforschung. Theoretische Ansätze und Ergebnisse. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 97, S. 362-393.
- Deutscher Sprachatlas (1927-1932): Deutscher Sprachatlas, auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs, hrsg. v. Ferdinand Wrede u. Bernhard Martin. I. Lieferung 1-6. Marburg.
- Dil, Anwar S. (Hg.) (1976): Variation and Change in Languages. Stanford.
- Dorian, Nancy C. (1977): The problem of the semi-speaker in language death. In: International Journal of the Sociology of Language 12, S. 23-32.
- Dorian, Nancy C. (1982): Defining the speech community to include its working margins. In: Romaine (1982): S. 25-33.
- Dressler, Wolfgang Ulrich/Stein, Dieter/Wurzel, Wolfgang Ulrich (1990): Das Konzept der Natürlichkeit bei der Erklärung morphologischen und syntaktischen Wandels. In: Bahner u.a. (1990): Bd 1, S. 278-289.
- Durrell, Martin (1992): Pygmalion Deutsch. Attitudes to language in England and Germany. In: London German Studies 4, S. 1-20.
- Durrell, Martin (1995): Sprachliche Variation als Kommunikationsbarriere. In: Popp (1995): S. 417-428.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27/3, S. 285-308.
- Eckert, Penelope (1991): Social Polarization and the Choice of Linguistic Variants. In: Eckert (Hg.) (1991): S. 213-232.
- Eckert, Penelope (Hg.) (1991): New Ways of Analyzing Sound Change. San Diego, Ca.
- Ehmann, Hermann (1992): Jugendsprache und Dialekt. Regionalismen im Sprachgebrauch von Jugendlichen. Opladen.
- Engel, Ulrich/Grebe, Paul (Hg.) (1969): Festschrift für Hugo Moser. Düsseldorf.
- Esser, Paul (1983): Dialekt und Identität: diglottale Sozialisation und Identitätsbildung. Frankfurt a.M.
- Ferguson, Charles (1959): Diglossia. In: Word 15, S. 325-340.
- Fillmore, Charles/Kempler, D./Wang, W. (1979): Individual differences in language ability and language behavior. New York.

- Fisiak, Jacek (Hg.) (1978): *Recent Developments in Historical Phonology*. The Hague. (= *Trends in Linguistics, Studies and Monographs*).
- Fritz, Gerd/Hundsnurscher, Franz (Hg.) (1994): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen.
- Gal, Susan (1978): *Variation and Change in Patterns of Speaking: Language Shift in Austria*. In: Sankoff (1978): S. 227-238.
- Gal, Susan (1979): *Language Shift: Social Determinants of Linguistic Change in Bilingual Austria*. New York.
- Göschel, Joachim/Pavle, Ivic/Kehr, Kurt (Hg.) (1980): *Dialekt und Dialektologie*. Wiesbaden.
- Goffman, Erving (1974): *Frame analysis*. Harmondsworth. (Deutsch 1977: *Rahmen-Analyse*. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt a.M.).
- Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache (1982): Hrsg. v. Hans Krech, Eva-Maria Krech, Eduard Kurka, Helmut Stelzig, Eberhard Stock, Ursula Stötzer und Rudi Teske. Leipzig.
- Grund, Heinrich (1934): *Die Mundart von Pfungstadt und ihre sprachliche Schichtung*. Heidelberg/Brühl i.B.
- Gumperz, John J. (1966): *On the Ethnology of Linguistic Change*. In: Bright (1966): S. 27-49. (Deutsch: *Zur Ethnologie des Sprachwandels*. In: Cherubim (1975): S. 335-355).
- Gumperz, John J. (1968): *The speech community*. In: *International encyclopaedia of the social sciences*. New York. S. 381-386
- Gumperz, John J. (1975): *Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Theoretische Beiträge und Fallstudien*. Düsseldorf. (= *Sprache und Lernen* 48).
- Gumperz, John J. (Hg.) (1982a): *Language and Social Identity*. Cambridge, UK. (= *Studies in interactional sociolinguistics* 2).
- Gumperz, John J. (1982b): *Discourse Strategies*. Cambridge, UK. (= *Studies in interactional sociolinguistics* 1).
- Gumperz, John J. (1994): *Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive*. In: Kallmeyer (1994/95): Teil 1, S. 611-639.
- Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.) (1964): *The ethnography of communication*. Menasha. (= *American Anthropologist Special Publication* 66, 6, part 2).
- Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.) (1972): *Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication*. Oxford.
- Guy, Gregory R. (1990): *The Sociolinguistic Types of Language Change*. In: *Diachronica* 7, S. 47-67.
- Haas, Walter/Wagener, Peter (Hg.) (1992): *Gesamtkatalog der Tonaufnahmen des Deutschen Spracharchivs*. 2 Bde. Tübingen. (= *Phonai* 38 und 39).

- Harris, John (1985): *Phonological Variation and Change. Studies in Hiberno-English*. Cambridge/London/New York u.a.
- Hartmann, Dietrich (1990): Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht. In: *International Journal of the Sociology of Language* 83, S. 39-58.
- Hefner, Werner/Ureland, Per Sture (1980): Areale und soziolinguistische Variation: die p/pf-Isoglosse im Raum Rhein-Neckar-Main. In: Ureland (1980): S. 51-93.
- Heller, Monica (Hg.) (1988): *Codeswitching: Anthropological and sociolinguistic perspectives*. Berlin/New York.
- Henn, Beate (1978): Mundartinterferenzen. Am Beispiel des Nordwestpfälzischen. Wiesbaden. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beiheft 24).
- Henn-Memmesheimer, Beate (1986): Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität. Tübingen.
- Henn-Memmesheimer, Beate (Hg.) (1998): *Sprachliche Variation als Ergebnis von Handlungswahl*. Tübingen.
- Herrgen, Joachim (1986): *Koronalisierung und Hyperkorrektur*. Wiesbaden.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen E. (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und die ihnen entsprechenden Meßverfahren. In: *Zeitschrift f. Dialektologie und Linguistik* 52, S. 20-42.
- Hofmann, Else (1963): Sprachsoziologische Untersuchungen über den Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter. In: Marburger Universitätsbund. *Jahrbuch* 2. Marburg: S. 201-281.
- Hoffmann, Walter/Macha, Jürgen (1985): Meinungen über die Situation des Dialekts. Zu einer „Expertenbefragung im Rheinland“. In: Besch/Mattheier (1985): S. 201-212.
- Hufschmidt, Jochen/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickarts, Heinrich (Hg.) (1983): *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden, Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil*. Berlin. (= *Forschungsbericht Erp Projekt II*).
- Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart. (= *Zeitschrift f. Dialektologie und Linguistik*. Beiheft 78).
- Hymes, Dell (1962): The Ethnography of Speaking. In: *Anthropology and Human Behavior*, S. 134-53.
- Hymes, Dell (1964): Introduction: Towards ethnographies of communication. In: Gumperz/Hymes (1964): S. 1-34.
- Hymes, Dell (1967): Models of the Interaction of Language and Social Setting. In: *Journal of Social Issues* 23, S. 8-28.

- Hymes, Dell (Hg.) (1974): *Foundations in sociolinguistics*. Philadelphia.
- Jacobson, Rodolfo (Hg.) (1998): *Codeswitching worldwide*. Berlin/New York.
- Jakob, Karlheinz (1985): *Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. Teil 1: Textteil. Teil 2: Kartenband*. Marburg.
- Jünger-Geier, Ursula (1989): *Die Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg. Empirische Studie zur situativen Sprachverwendung im Bereich Dialekt/Hochsprache*. Köln/Wien. (= *Rheinisches Archiv* 126).
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994/1995): *Kommunikation in der Stadt, Teil 1-4*. Berlin/New York. (= *Schriften des Instituts für deutsche Sprache* 4.1 - 4.4).
- Kallmeyer, Werner (1995): *Zur Bestimmung von kommunikativem sozialem Stil*. In: Kallmeyer (1994/1995): Teil 3, S. 4-25.
- Kallmeyer, Werner/Keim, Inken (1994): *Phonologische Variation als Mittel der sozialen Symbolisierung in der Filsbachwelt*. In: Kallmeyer (1994/1995): Teil 1, S. 141-249.
- Keller, Rudi (1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. Aufl. Tübingen/Basel.
- Kellermann, Günter/Morrissey, Michael D. (Hg.) (1992): *Diachrony within Synchrony: Language History and Cognition. Papers from the International Symposium at the University of Duisburg, 26-28 March 1990*. Frankfurt a.M./Bern/New York/Paris/Wien (= *Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft* 14).
- Kettner, Bernd-Ulrich (1988): *Die norddeutsche Umgangssprache – eine neue Zweitsprache?* In: *Norddeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde, Vergleiche, Ausblicke*. Leer. S. 95-113.
- Knetschke, Edeltraut/Sperlbaum, Margret (1979). *Mitteilungen des Instituts für deutsche Sprache* 6. Mannheim.
- König, Werner (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bde. München.
- Kohler, Klaus J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. 2., neu bearb. Aufl. Berlin. (= *Grundlagen der Germanistik* 20).
- Kreymann, Martin (1994): *Aktueller Sprachwandel im Rheinland*. Köln/Weimar/Wien.
- Kühlwein, Wolfgang/Raasch, Albert (Hg.) (1982): *Stil: Komponenten – Wirkungen*. Bd. 2. Tübingen.
- Kurath, Hans et al. (1941): *Linguistic Atlas of New England*. Providence.
- Labov, William (1963): *The Social Motivation of a Sound Change*. In: *Word* 19, S. 273-309.
- Labov, William (1966): *The Social Stratification of English in New York City*. Washington, D.C.

- Labov, William (1972): *Sociolinguistic patterns*. Philadelphia.
- Labov, William (1980): The Social Origins of Sound Change. In: Labov (Hg.) (1980): S. 251-265.
- Labov, William (Hg.) (1980): *Locating Language in Time and Space*. New York.
- Labov, William (1984): Field Methods of the Project on Linguistic Change and Variation. In: Baugh/Scherzer (1984): S. 28-54.
- Labov, William (1994): *Principles of Linguistic Change. Volume 1: Internal Factors*. Cambridge/Oxford.
- Lass, Roger (1980): *On Explaining Language Change*. London. (= Cambridge Studies in Linguistics 27).
- Lauber, Birgit (1995): *Aspekte phonetischen Wandels? Signalphonetische Untersuchung von Sprechern nach mehr als drei Jahrzehnten*. Frankfurt a.M. (unv. Magisterarbeit).
- Lausberg, Helmut (1993): *Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonaufnahmen aus Erftstadt-Erp*. Köln. (= Rheinisches Archiv 130).
- Lehmann, Winfred P./Malkich, Yakov (Hg.) (1968): *Directions for historical linguistics: A Symposium*. Austin.
- Liebray, Gilbert (1969): *Das phonologische System der Ostersheimer Mundart*. Marburg. (= Deutsche Dialektgeographie 70).
- Lippi-Green, Rosina L. (1989): Social Network Integration and Language Change in Progress in a Rural Alpine Village. In: *Language and Society* 18, S. 213-234.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2., überarb. Aufl. Berlin.
- Löffler, Heinrich (1994a): *Soziolinguistische Kommunikationsanalyse*. In: Fritz/Hundsnurscher (1994): S. 37-50.
- Lowenberg, Peter H. (Hg.) (1988): *Language Spread and Language Policy: Issues, Implications and Case Studies*. Washington, D.C.
- Lüdtke, Helmut (Hg.) (1980): *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin/New York.
- Lüdtke, Helmut (1984): *Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf phonologischer Ebene*. In: Besch u.a. (1984/1985): 1. Halbbd., S. 731-739.
- Macha, Jürgen (1982): *Überlegungen zur regionalen Gebundenheit von Dialektbewertungen*. In: Kühlwein/Raasch (1982): S. 59-63.
- Macha, Jürgen (1986): *Die Bedeutung individueller Variation. Zur Umwertung eines traditionellen Störfaktors*. In: Schöne (1986): S. 300-304.

- Macha, Jürgen (1991): *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister*. Köln u.a.
- Mariczak, Wolfgang (1978): Irregular Sound Change Due to Frequency in German. In: Fisiak (1978): S. 309-319.
- Martin, Victoria C. (1996): Modelle der Umgangssprache. Überlegungen zum theoretischen Status eines linguistischen Begriffs am Beispiel des Wiener Deutsch. In: *Zeitschr. f. Dialektologie und Linguistik* 63, H. 2, S. 129-156.
- Martinet, André (1952): Function, Structure and Sound Change. In: *Word* 8, S. 1-32.
- Mattheier, Klaus, J. (1980a): Phasen sprachlicher Veränderungsprozesse in Diglossie-Gebieten. In: Nelde (1980): S. 407-412.
- Mattheier, Klaus J. (1980b): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Eine Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen*. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. (1982): Datenerhebung und Forschungsziel, In: Besch u.a. (1982/1983): 1. Halbbd., S. 622-639.
- Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1983): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen.
- Mattheier, Klaus J. (1984): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch u.a. (1984/1985): 1. Halbbd., S. 720-730.
- Mattheier, Klaus J. (1984a): Sprachwandel und Sprachvariation. In: Besch u.a. (1984/1985): 1. Halbbd., S. 768-779.
- Mattheier, Klaus J. (1985): Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Besch/Mattheier (1985): S. 139-157.
- Mattheier, Klaus J. (1986): Dialektverfall, Dialektabbau, Dialektveränderung. In: *Zeitschr. f. Literaturwissenschaft und Linguistik* 16, H. 62, S. 58-73.
- Mattheier, Klaus J. (1987): Variabilität zwischen Dialekt und Standardsprache. In: *Zeitschr. f. Germanistik* 5, S. 544-558.
- Mattheier, Klaus J. (1990): Dialekt und Standardsprache. Über das Varietätensystem des Deutschen in der Bundesrepublik. In: *International Journal of the Sociology of Language* 83, S. 59-81.
- Mattheier, Klaus J./Wegera, Klaus-Peter/Hoffmann, Walter/Macha, Jürgen/Solms, Hans-Joachim (Hg.) (1993): *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Frankfurt a.M./Berlin/New York/Paris/Wien.
- Mattheier, Klaus J./Radtko, Edgar (Hg.) (1997): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien.
- Mattheier, Klaus, J./Wiesinger, Peter (Hg.) (1994): *Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen*. Tübingen.

- Maurer, Friedemann (Hg.) (1981): *Lebensgeschichte und Identität. Beiträge zu einer autobiographischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (1990): *Lebensverläufe und sozialer Wandel*. Wiesbaden. (= *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 31).
- McDavid, Raven I. Jr. (1990): *Linguistic Geography and Language Change*. In: Polomé (1990): S. 161-174.
- McEntegart, Damian/Le Page, R. B. (1982): *An appraisal of the statistical techniques used in the Sociolinguistic Survey of Multilingual Communities*. In: Romaine (1982): S. 105-124.
- McMahon, April S. (1994): *Understanding Language Change*. Cambridge.
- Mentz, Ferdinand (1892): *Bibliographie der Deutschen Mundartenforschung für die Zeit vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Jahres 1889*. Leipzig. (= *Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten* 2).
- Mihm, Arend (Hg.) (1985): *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihre Geschichte*. Wiesbaden. (= *Zeitschrift f. Dialektologie und Linguistik. Beiheft* 50).
- Milroy, James (1982): *Probing under the tip of the iceberg: phonological 'normalization' and the shape of speech communities*. In: Romaine (1982): S. 35-47.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1985): *Linguistic Change, Social Network and Speaker Innovation*. In: *Journal of Linguistics* 21, Nr. 2, S. 339-384.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1985a): *Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation*. London/New York.
- Milroy, James (1992): *Linguistic Variation and Change. On the Historical Sociolinguistics of English*. Oxford/Cambridge. (= *Language in Society* 19).
- Milroy, Lesley (1980): *Language and social networks*. Oxford.
- Milroy, Lesley (1982): *Social network and linguistic focusing*. In: Romaine (1982): S. 141-152.
- Milroy, Lesley (1987): *Observing and Analysing Natural Language. A Critical Account of Sociolinguistic Method*. Oxford.
- Milroy, Lesley/Margrain, Sue (1980): *Vernacular language loyalty and social network*. In: *Language in Society* 9, S. 43-70.
- Milroy, Lesley/Muisken, Pieter (Hg.) (1995): *One speaker two languages. Cross disciplinary perspectives on code-switching*. Cambridge, UK.
- Möhn, Dieter (1988): *Kommentare zur Zweisprachigkeit in der Geschichte des Niederdeutschen*. In: *Norddeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke*. Leer. S. 71-83.

- Müller, E. (1931): *Der d-Rhotazismus im Westmitteldeutschen*. Marburg.
- Munske, Horst Haider (1983): *Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung*. In: Besch u.a. (1982/1983): S. 1002-1017.
- Myers-Scotton, Carol (1993): *Duelling languages. Grammatical structure and code-switching*. Oxford.
- Nelde, Peter (Hg.) (1980): *Sprachkontakt – Sprachkonflikt*. Wiesbaden. (= Zeitschrift f. Dialektologie und Linguistik. Beiheft 32).
- Neuland, Eva (1993): *Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewußtsein. Zur Relevanz „subjektiver Faktoren“ für Sprachvariation und Sprachwandel*. In: Mattheier u.a. (1993): S. 723-747.
- N.N. (Hg.) (1976): *Opuscula Slavica et Linguistica* (Festschrift Isatschenko). Klagenfurt.
- Panzer, Baldur (1983): *Formenneutralisation in den Flexionssystemen deutscher Dialekte*. In: Besch u.a. (1982/1983): S. 1170-1173.
- Parry, M. Mair/Davies, Winifred. V./Temple, Rosalind A. M. (Hg.) (1994): *The changing voices of Europe. Papers in honour of Prof. Glanville Price*. Cardiff.
- Paul, Hermann (1970): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 8. Aufl. Tübingen.
- Pfälzisches Wörterbuch (1965-1998): *Pfälzisches Wörterbuch, begründet v. Ernst Christmann. Fortgeführt v. Julius Krämer. Bearb. v. Rudolf Post. U. Mitarb. v. Sigrid Bingenheimer. Akademie der Wissenschaft und Literatur, Mainz. Bd. 1-6. Stuttgart.*
- Pfeffer, J. Alan/Lohnes, Walter F.W. (Hg.) (1984): *Grunddeutsch. Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache*. 3 Bde. Tübingen. (= Phonai 28-30).
- Phillips, Betty S. (1984): *Word Frequency and the Actuation of Sound Change*. In: *Language* 60, S. 320-342.
- Plank, Frans (1979): *Ikonisierung und De-Ikonisierung als Prinzipien des Sprachwandels*. In: *Sprachwissenschaft* 4, H. 2, S. 121-158.
- Polomé, Edgar C. (Hg.) (1990): *Research Guide on Language Change*. Berlin/New York. (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs 48).
- Poplack, Shana (1988): *Contrasting patterns of codeswitching in two communities*. In: Heller (1988): S. 215-244.
- Popp, Heidrun (Hg.) (1995): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*. München.
- Post, Rudolf (1990): *Pfälzisch. Einführung in eine Sprachlandschaft*. Landau.
- Post, Rudolf (1992): *Pfälzisch. Einführung in eine Sprachlandschaft*. 2. akt. u. erw. Aufl. Landau.

- Reiffenstein, Ingo (1976): Primäre und sekundäre Unterschiede zwischen Hochsprache und Mundart. Überlegungen zum Mundartabbau. In: N.N. (Hg.) (1976): S. 337-347.
- Reiffenstein, Ingo (1980): Zur Theorie des Dialektabbaus. In: Göschel/Pavle/Kehr (1980): S. 97-105.
- Rein, Kurt (1983): Bestimmende Faktoren für den variierenden Sprachgebrauch des Dialekt-sprechers. In: Besch u.a. (1982/1983): 2. Halbbd., S. 1443-1455.
- Renn, Manfred (1994): Die Mundart im Raum Augsburg. Untersuchungen zum Dialekt und zum Dialektwandel im Spannungsfeld großstädtisch-ländlicher und alemannisch-bairischer Gegensätze. Heidelberg.
- Romaine, Suzanne (1981): The status of variable rules in sociolinguistic theory. In: *Journal of Linguistics* 17, S. 93-121.
- Romaine, Suzanne (Hg.) (1982): *Sociolinguistic Variation in Speech Communities*. London.
- Romaine, Suzanne (1982a): What is a speech community? In: Romaine (Hg.) (1982): S. 13-24.
- Rudolph, O. (1927): Über die verschiedenen Abstufungen der Darmstädter Mundart. In: *Hessische Blätter für Volkskunde* 26, S. 10-17.
- Ruoff, Arno (1973): *Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache*. Tübingen. (= *Idiomatica* 1).
- Russ, Charles V. J. (Hg.) (1990): *The Dialects of Modern German*. London.
- Sankoff, David (Hg.) (1978): *Linguistic Variation and Change. Models and Methods*. New York.
- Sankoff, David (Hg.) (1986): *Diversity and Diachrony*. Amsterdam/Philadelphia.
- Saville-Troike, Muriel (1989): *The Ethnography of Communication*. Oxford.
- Scheutz, Hannes (1985): Sprachvariation und Sprachwandel. Zu einigen Problemen ihrer Beschreibung und Erklärung. In: Besch/Mattheier (1985): S. 231-258.
- Scheutz, Hannes (1985a): Strukturen der Lautveränderung: Variationslinguistische Studien zur Theorie und Empirie sprachlicher Wandlungsprozesse am Beispiel des Mittelbairischen von Ulrichsberg/Oberösterreich. Wien. (= *Schriften zur deutschen Sprache in Österreich* 10).
- Scheutz, Hannes (1987/1988): Lautwandel. In: Ammon u.a. (1987/1988): 2. Halbbd., S. 1603-1614.
- Schirmunski, Viktor M. (1930): Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. In: *Germanisch-Romanische-Monatsschrift* 18, S. 113-122 und 171-188.
- Schirmunski, Victor M. (1962): *Deutsche Mundartkunde*. Berlin.

- Schlieben-Lange, Brigitte (1978): *Soziolinguistik. Eine Einführung*. 1. Aufl.. Stuttgart/Berlin/Köln.
- Schmitt, Ernst H. (1986): Syn- und diachronische Untersuchungen zum Vokalismus von Nackenheim. In: Bellmann (1986): S. 101-131.
- Schöne, Albrecht (Hg.) (1986): *Kontroversen, alte und neue: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985*. Bd. 4.
- Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. In: Besch u.a. (1982/1983): S. 1411-1427.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): S. 159-260.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 83, S. 283-293.
- Schwitalla, Johannes (1994): Die Vergegenwärtigung einer Gegenwart. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung einer Jugendlichengruppe in Vogelstang. In: Kallmeyer (1994/1995): Teil 1, S. 467-509.
- Senft, Gunter (1982): *Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter*. Bern/Frankfurt a.M.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (Hg.) (1991): *Mundart und Hochdeutsch im Unterricht*. 2. Aufl. Aarau/Frankfurt a.M./Salzburg. (= Studienbücher Sprachlandschaft 1).
- Siebs, Theodor (1930): *Deutsche Bühnenaussprache, Hochsprache*. 15. Aufl. Köln.
- Siebs, Theodor (1969): *Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser u. Christian Winkler. 19. Aufl. Berlin.
- Sprachdynamik: auf dem Weg zu einer Typologie sprachlichen Wandels; aus dem Projekt „Prinzipien des Sprachwandels“ Berlin/Bochum/Essen/Leipzig; in acht Bänden/gefördert durch die Volkswagenstiftung. Hrsg. v. Benedikt Jessin. Bochum. Band 6: Unterbeck, Barbara (1994): Bilanz und Ausblick: Sdypnose der Abschlusspublikation des Projekts. Band 7: Jessing, Benedikt (1994): Bibliographie: Sprachwandel.
- Staffa, Christoph (1996): *Dialektwandel. Methodische Vorstudien zur Erforschung des Wandels von Substandardvarietäten des gesprochenen Deutsch*. Heidelberg. (Magisterarbeit, vervielf.).
- Steger, Hugo (Hg.) (1982): *Soziolinguistik. Ansätze zur soziolinguistischen Theoriebildung*. Darmstadt. (= Wege der Forschung 344).
- Stehl, Thomas (Hg.) (1996): *Dialektgenerationen, Dialektfunktionen, Sprachwandel*. Tübingen. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 411).

- Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19).
- Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer.
- Stellmacher, Dieter (Hg.) (2000): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge Internationale Dialektologentagung, Göttingen, Oktober 1998. Wiesbaden. (= Zeitschr. f. Dialektologie und Linguistik, Beiheft 109).
- Stickel, Gerhard (Hg.) (1997): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen Berlin/New York. (= Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache).
- Thelander, Mats (1976): Code-switching or code-mixing? In: Nordberg (1976): S. 103-123.
- Thelander, Mats (1982): A qualitative approach to the quantitative data of speech variation. In: Romaine (1982): S. 65-83.
- Theobald, Elke (1992): Sprachwandel bei deutschen Verben. Flexionsklassenschwankungen starker und schwacher Verben. Tübingen. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 370).
- Trudgill, Peter (1974): Linguistic Change and Diffusion: Description and Explanation in Sociolinguistic Dialect Geography. In: Language in Society 3, S. 215-246.
- Trudgill, Peter (Hg.) (1978): Sociolinguistic patterns in British English. London.
- Trudgill, Peter (1983): On Dialect: Social and Geographical Perspectives. Oxford.
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford.
- Uhmann, Susanne (1997): Grammatische Regeln und konversationelle Strategien. Fallstudien aus Syntax und Phonologie. Tübingen.
- Ungeheuer, Gerold (1969): Duden, Siebs und WDA: Drei Wörterbücher der deutschen Hochlautung. In: Engel/Grebe (1969): S. 202-217.
- Ureland, P. Sture (Hg.) (1980): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und Intralinguistik. Akten des 3. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1979. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten 92).
- Veith, Werner H. (1972): Intersystemare Phonologie, exemplarisch an diastratisch-dia-topischen Differenzierungen im Deutschen. Berlin/New York.
- Wagener, Peter (1991): Studie zum Wandel des gesprochenen Deutsch. (Antrag auf eine Pilotstudie). Institut für deutsche Sprache. Mannheim. (Ms. vervielf.).
- Wagener, Peter (1997): Nach vierzig Jahren. Zu individuellen Veränderungen gesprochener Sprache. In: Stickel (1997): S. 291-307.
- Wagener, Peter/Bausch, Karl-Heinz (1997): Tonaufnahmen des gesprochenen Deutsch. Dokumentation der Bestände von sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekten und Archiven. Tübingen. (= Phonai 40).

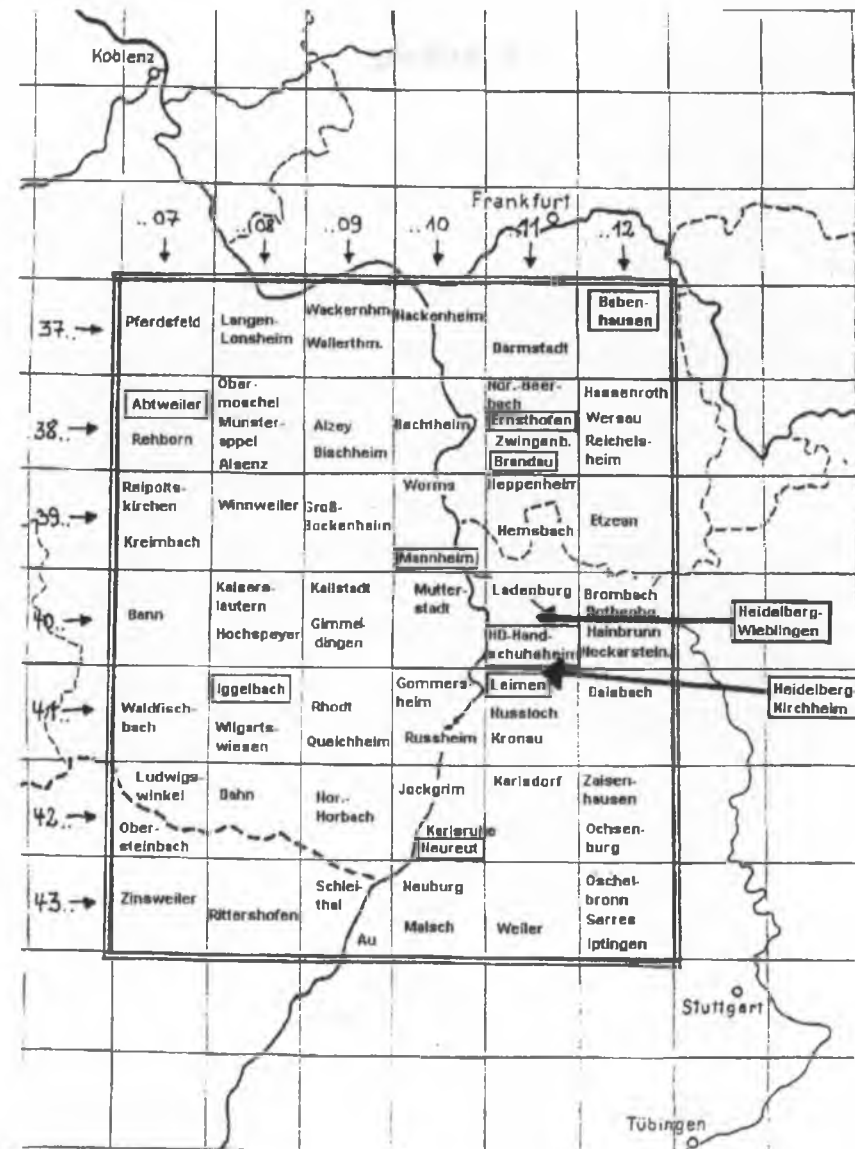
- Weinreich, Uriel/Labov, William/Herzog, Marvin (1968): Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: Lehman/Malkich (1968): S. 85-189.
- Weiss, Andreas (Hg.) (1992): Dialekte im Wandel: Referate der 4. Tagung zur Bayerisch-österreichischen Dialektologie, 5. bis 7. Oktober 1989. Göppingen. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 538).
- Weiss, Andreas (1992a): Aspekte der Quantifizierung von Dialektwandel. In: Weiss (Hg.) (1992): S. 45-66.
- Werlen, Erika (1984): Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie. Wiesbaden. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 46).
- Werlen, Iwar (Hg.) (1995): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen.
- Werner, Heinz (1993): What changes when a language changes? In: Theoretical Linguistics 19, Nr. 2/3, S. 93-128.
- Weymann, Ansgar (Hg.) (1989): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart.
- Wiesinger, Peter (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. Bd. 1-2 (mit 11 Karten). Berlin.
- Wiesinger, Peter (1987): Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1981-1985 und Nachträge aus früheren Jahren. Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris.
- Wiesinger, Peter/Raffin, Elisabeth (1982): Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1800 bis 1980. Bern/Frankfurt a.M.
- Windisch, Rudolf (1988): Zum Sprachwandel. Von den Junggrammatikern zu Labov. Frankfurt a.M. u.a. (= Studia Romanica et Linguistica 21).
- Winter, Werner (1964): Formal Frequency and Linguistic Change. In: Folia Linguistica, Band V, H. 1/2, S. 55-61.
- Wörterbuch der deutschen Aussprache (1969): Hrsg. von Hans Krech, Eva-Maria Krech, Eduard Kurka, Helmut Stelzig, Eberhard Stock, Ursula Stötzer und Rudi Teske. 1. Aufl. Leipzig.
- Wurzel, Wolfgang Ulrich (1991): Faktoren des Sprachwandels. In: Papiere zur Linguistik 44/45, S. 202-211.
- Ziegler, Evelyn (1996): Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienstudie. Frankfurt a.M./Berlin/Bern u.a.
- Zwirner, Eberhard (1961): Die wissenschaftliche Auswertung von Sprachaufnahmen. In: Phonetica 6, S. 32-33.
- Zwirner, Eberhard (1964): Anleitung zu sprachwissenschaftlichen Tonbandaufnahmen. Göttingen. (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten 31).

- Zwirner, Eberhard/Maack, Adalbert/Bethke, Wolfgang (1956): Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten. In: Zeitschr. f. Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 9, S. 14-30.

9. Anhang

Anhang 1

Karte der Belegorte



Anhang 2

Die Sprecher der Untersuchung.

Die fett gerahmten Kopfdaten identifizieren die Sprecher durch Sprecher Nr., Sprechersigle, Alter des Sprechers zur Erst- und zur Zweitaufnahme. Die übrigen Kopfdaten geben Archivierungsdaten im Deutschen Spracharchiv wieder:

Die Archiv Nr. ordnet die Tonaufnahme in eine Gruppe ein (I/ = Dialektaufnahme im Zwirner-Archiv; III/ = Hochsprache-Aufnahme im Pfeffer-Archiv; Zahl = laufende Nummer der Aufnahme im Archiv. Der zusätzliche Buchstabe bei einigen Archivnummern bedeutet, dass auf der Aufnahme zwei Informanten vertreten sind).

Die Nr. des Planquadrats verortet die Aufnahme geographisch nach der seinerzeit getroffenen Entscheidung der damaligen Aufnahmeleiter.

Zusätzlich sind Jahrgang und Geschlecht der Informantin/des Informanten sowie das Jahr und die Dauer der Erst- und Zweitaufnahme notiert.

Die darunter folgenden Biographie- und Ortsdaten geben in Stichworten Auskunft über Wohnort(e), Schulbildung, Berufsbildung, berufliche Karriere, Herkunft der Eltern, Freizeitaktivitäten und über die strukturelle Entwicklung des Wohnorts zwischen der Erst- und Zweitaufnahme. Die Daten wurden während der Zweiterhebung und über ethnographische Recherchen erhoben.

Dialekt sprecher:

Archiv Nr.: I/582a	Planquadrat: 4210	Jahrgang: 1920	Geschlecht: m	Sigle: EE	Sprecher Nr.: 1
Dauer der Aufnahmen: 11' 20'' 59' 17''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1955 2) 1995		Alter des Sprechers: 35 75	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Karlsruhe-Neureut, im Schwiegerelternhaus			
Schulausbildung:		Grund- und Hauptschule „Volksschule“			
Berufsausbildung:		Einzelhandelskaufmann			
Berufskarriere:		vom Angestellten in einem Einzelhandel zum Leiter der Korrespondenz-Abteilung einer Versicherungsgesellschaft in Karlsruhe, Rentner			
Elternhaus:		Eltern im Ort geboren, Landwirte			
Freizeitverhalten:		langjähriges Mitglied in einem lokalen Verein			
Familie:		Ehepartner aus dem Ort			
Zum Wohnort:		Das einstige bäuerliche Straßendorf (Tabakanbau) mit dem nördlichen „Teutsch-Neureut“ und dem von Waldensern besiedelten südlichen „Welsch-Neureut“ ist heute ein durch eine Schnellstraße an Karlsruhe angebundener Ort mit ausgedehntem Wohn- und Gewerbegebiet.			

Archiv Nr.: I/582b	Planquadrat: 4210	Jahrgang: 1937	Geschlecht: m	Sigle: EO	Sprecher Nr.: 2
Dauer der Aufnahmen: 11' 20'' 32' 25''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1955 2) 1994		Alter des Sprechers: 18 57	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Karlsruhe Neureut, vor über 20 Jahren aus dem Ortskern in ein Neubaugebiet an der Peripherie umgezogen			
Schulausbildung:		Grund- und Hauptschule			
Berufsausbildung:		Landvermesser-Lehre, Vermessungstechniker (Fachhochschule in Karlsruhe)			
Berufskarriere:		heute Vermessungstechniker in einer Behörde			
Elternhaus:		Eltern aus dem Ort, Landwirte			
Freizeitverhalten:		langjähriges aktives Mitglied in einem Verein			
Familie:		Ehepartner aus Thüringen			
Zum Wohnort:		Das einstige bäuerliche Straßendorf (Tabakanbau) mit dem nördlichen „Teutsch-Neureut“ und dem von Waldensern besiedelten südlichen „Welsch-Neureut“ ist heute ein durch eine Schnellstraße an Karlsruhe angebundener Ort mit ausgedehntem Wohn- und Gewerbegebiet.			

Archiv Nr.:	Planquadrat:	Jahrgang:	Geschlecht:	Sigle:	Sprecher Nr.:
I/1682	4008	1920	m	WS	3
Dauer der Aufnahme:		Jahr der Aufnahme		Alter des Sprechers	
10' 20''		1) 1956		36	
48' 13''		2) 1995		75	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Iggelbach, im Elternhaus			
Schulausbildung:		Grund- und Hauptschule			
Berufsausbildung:		Weberlehre (Textilfachschule Lamprecht)			
Berufskarriere:		Weberlehre, Kriegsdienst, Weberei-Facharbeiter (Lamprecht), Verwaltungsangestellter (Kaiserslautern), Rentner			
Elternhaus:		Eltern aus dem Ort, Industriearbeiter und Kleinbauer			
Freizeitverhalten:		seit Jahren lokal orientierter Freizeitmusiker, Auftritte in öffentlichen Veranstaltungen, Informant für am Dialekt interessierte Laien und Fachleute			
Familie:		Ehepartner aus dem Ort			
Zum Wohnort:		Iggelbach, am Ende eines Talkessels gelegen, durch eine Stichstraße erreichbar, hat seine Bausubstanz kaum verändert. Berufspendler früher zur Textilindustrie, heute zu mittelständischer Industrie und Handel, die Nebenerwerbslandwirtschaft ist zurückgegangen. Es gibt Wochenendtourismus aus der Umgebung.			

Archiv Nr.: I/2735	Planquadrat: 3811	Jahrgang: 1930	Geschlecht: M	Sigle: PS	Sprecher Nr.: 4
Dauer der Aufnahmen: 14' 55'' 40' 02''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1957 2) 1996		Alter des Sprechers: 26 66	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Modautal-Ernsthofen, im Elternhaus			
Schulausbildung:		Volksschule (Grund- und Hauptschule)			
Berufsausbildung:		Landwirt bei den Eltern			
Berufskarriere:		Landwirt, Waldarbeiter, Schichtführer in einem mittelständischen Unternehmen, Kleinlandwirt			
Elternhaus:		Eltern aus dem Ort, Landwirte			
Freizeitverhalten:		langjähriges Mitglied im Kirchenchor			
Familie:		Ehepartner aus dem Nachbarort			
Zum Wohnort:		das ehemalige Bauerndorf Ernsthofen hat eine moderate Ortserweiterung erfahren. Es hat heute eine Mischstruktur aus Landwirtschaft, Kleinindustrie und Gewerbe, Wohnstätte im Einzugsgebiet des Rhein-Main-Flughafens, Frankfurt am Main.			

Archiv Nr.:	Planquadrat:	Jahrgang:	Geschlecht:	Sigle:	Sprecher Nr.:
I/4616	3807	1938	m	WB	5
Dauer der Aufnahmen:		Jahr der Aufnahmen:		Alter des Sprechers:	
15' 55"		1) 1958		20	
32' 04"		2) 1996		58	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Abtweiler, vor einigen Jahren vom Elternhaus im Ortskern an den Ortsrand umgezogen			
Schulausbildung:		Volksschule (Grund- und Hauptschule)			
Berufsausbildung:		Landwirt bei den Eltern			
Berufskarriere:		Landwirt bei den Eltern, Fabrikarbeiter, landwirtschaftliche Fachschule Meisenheim, Vertreter für Rheinland-Pfalz bei einer Agrargenossenschaft für landwirtschaftliche Produkte			
Elternhaus:		Eltern aus dem Ort, Landwirte			
Freizeitverhalten:		Reisen			
Familie:		Ehepartner aus dem Ort			
Zum Wohnort:		das kleine Bauerndorf Abtweiler hat außer der zurückgehenden Landwirtschaft kaum Veränderungen erfahren. Die Einwohner sind Pendler nach Bad Kreuznach. Neuzuzüge gab es – abgesehen von Flüchtlingen in den 50er Jahren – kaum.			

Archiv Nr.: I/5090	Planquadrat: 3811	Jahrgang: 1920	Geschlecht: m	Sigle: GM	Sprecher Nr.: 6
Dauer der Aufnahmen: 6' 40'' 48' 17''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1959 2) 1996		Alter des Sprechers: 39 76	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Modautal-Brandau, noch im Elternhaus			
Schulausbildung:		Grund- und Hauptschule („Volksschule“)			
Berufsausbildung:		Maurerlehre (Gadernheim)			
Berufskarriere:		Arbeitsdienst, Kriegsdienst, Lehre in der Gemeindeverwaltung, Gemeinderechner, Rentner			
Elternhaus:		Eltern aus dem Ort, Landwirte			
Freizeitverhalten:		Mitgliedschaft in Gesang- und Jagdvereinen, Geflügelzüchter			
Familie:		Ehepartner aus dem Ort,			
Zum Wohnort:		das kleine Bauerndorf Brandau hat außer der zurückgehenden Landwirtschaft kaum Veränderungen erfahren. Die Einwohner sind Pendler nach Darmstadt, Neuzuzüge gab es kaum.			

Archiv Nr.: I/5094	Planquadrat: 4011	Jahrgang: 1946	Geschlecht: w	Sigle: BH	Sprecher Nr.: 7
Dauer der Aufnahmen: 6' 55'' 42' 53''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1959 2) 1996		Alter des Sprechers: 13 50	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Heidelberg-Handschuhsheim, als Kind vom großelterlichen Bauernhof in ein Wohngebiet umgezogen.			
Schulausbildung:		Grund- und Hauptschule			
Berufsausbildung:		Lehre Steuerfachgehilfin			
Berufskarriere:		Sachbearbeiterin im Finanzamt, Sekretärin in einem amerikanischen Unternehmen			
Elternhaus:		Mutter aus dem Ort, Vater aus der Region (Edingen)			
Freizeitverhalten:		Sportverein (Tennis)			
Familie:		Ehepartner aus der Pfalz			
Zum Wohnort:		Handschuhsheim, am Ortsrand von Heidelberg gelegen, war in den 50er Jahren vorwiegend Wohngebiet mit einigen Handwerkern und Kleinbauern. Heute ist es ein Teil der Ortserweiterung von Heidelberg.			

Hochsprachesprecher

Archiv Nr.:	Planquadrat:	Jahrgang:	Geschlecht:	Sigle:	Sprecher Nr.:
III/101	4011	1943	m	DM	8
Dauer der Aufnahmen:		Jahr der Aufnahmen:		Alter des Sprechers:	
12' 25''		1) 1961		18	
52' 59''		2) 1995		52	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Heidelberg-Wieblingen			
Schulausbildung:		Grundschule (Wieblingen) Gymnasium (Heidelberg)			
Berufsausbildung:		Elektrotechniker (Fachhochschule Karlsruhe)			
Berufskarriere:		vom Elektrotechniker zum Berater in Import-Export-Rechtsfragen in einem Großunternehmen			
Elternhaus:		Eltern aus Heidelberg			
Freizeitverhalten:		in der lokalen Kirchengemeinde engagiert			
Familie:		Ehepartner aus Sachsen			
Zum Wohnort:		Wieblingen, ein ehemaliges Arbeiter-Bauerndorf im Einzugsgebiet Mannheims und Heidelbergs, ist heute ein erweiterter Wohnvorort mit Gewerbegebiet (Kleinindustrie, Handel und Handwerk).			

Archiv Nr.: III/118a	Planquadrat: 4011	Jahrgang: 1936	Geschlecht: w	Sigle: RS	Sprecher Nr.: 9
Dauer der Aufnahmen: 12' 20''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1961		Alter des Sprechers: 25	
1h 13' 19''		2) 1995		59	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Eppelheim, vor einigen Jahren Umzug nach Leimen (beides Orte in der Peripherie von Heidelberg)			
Schul Ausbildung:		Grundschule in Eppelheim bei Heidelberg, Gymnasium in Schwetzingen bei Heidelberg			
Berufsausbildung:		Pädagogische Hochschule Heidelberg (Fach Deutsch und die obligatorischen Fächer für die Grundstufe)			
Berufskarriere:		Realschullehrerin in Mannheim, Heidelberg, Vorruhestand und Dozentin für Deutsch als Fremdsprache an der Volkshochschule Heidelberg			
Elternhaus:		Vater aus der Region (Eppelheim) Mutter aus der Region (Sandhausen)			
Freizeitverhalten:		großer privater Bekanntenkreis, Reisen			
Familie:		ledig			
Zum Wohnort:		Eppelheim, ein Vorort von Heidelberg, hat sich von einem Wohn- und Handwerkerort zu einer Vorstadt von Heidelberg entwickelt.			

Archiv Nr.: III/118b	Planquadrat: 4011	Jahrgang: 1938	Geschlecht: w	Sigle: MK	Sprecher Nr.: 10
Dauer der Aufnahmen: 12' 20''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1961		Alter des Sprechers: 23	
1h 13' 19''		2) 1995		57	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Mährisch-Ostrau, seit 1946 Kirchheim bei Heidelberg			
Schul Ausbildung:		Grundschule und Gymnasium in Heidelberg			
Berufsausbildung:		Pädagogische Hochschule Heidelberg			
Berufskarriere:		Grundschullehrerin Mannheim, Mannheim-Friedrichsfeld			
Elternhaus:		Eltern aus Mährisch-Ostrau			
Freizeitverhalten:		Kunstsammlerin, Theaterbesuche			
Familie:		Ledig, lebt mit ihrer Mutter zusammen			
Zum Wohnort:		Kirchheim ist heute ein Vorort von Heidelberg; es hatte schon in den 50er Jahren Wohn- und Gewerbestruktur.			

Archiv Nr.: III/121	Planquadrat: 4010	Jahrgang: 1934	Geschlecht: M	Sigle: HU	Sprecher Nr.: 11
Dauer der Aufnahmen: 13' 30''		Jahr der Aufnahmen: 1) 1961		Alter des Sprechers: 27	
1h 20' 48''		2) 1995		61	
Biographie- und Ortsdaten:					
Wohnort(e):		Langensteinbach, Karlsruhe, Gornheimertal			
Schulausbildung:		Grundschule in Langensteinbach, Gymnasium in Karlsruhe-Durlach			
Berufsausbildung:		Abendschule Karlsruhe, Jurastudium in Berlin			
Berufskarriere:		Jurist in Anwaltskanzlei, am Oberlandesgericht in Karlsruhe, Abendakademie Mannheim			
Elternhaus:		Mutter aus Langensteinbach, Vater aus Gera			
Freizeitverhalten:		lokalpolitisch aktiv, Kirchenvorstand, Freizeit-Komponist			
Familie:		Ehepartner aus Leipzig			
Zum Wohnort:		Gornheimertal ist ein ehemals ländliches Bauerndorf in einem Odenwaldtal mit Zugang von Mannheim. Es hat sich zur beliebten gehobenen Wohngegend für Mannheimer und Heidelberger Pendler entwickelt.			

Anhang 3: Anschreiben an die Informanten



INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Dr. Karl-Heinz Bausch
Institut für deutsche Sprache · Postfach 10 16 21 · D-68016 Mannheim

[Anrede]

[Name]

[Straße]

[PLZ] [ORT]

Anschrift:

R 5, 6-13

D-68161 Mannheim

Postanschrift:

Postfach 10 16 21

D-68016 Mannheim

Telefon 0621 / 1581-112

Telefax 0621 / 1581-200

Datum { }

Sehr geehrt [Anrede] [Name],

das Institut für deutsche Sprache, eine zentrale Einrichtung zur Erforschung der deutschen Gegenwartssprache, hat einen Forschungsauftrag zum Thema Sprachwandel in den vergangenen 50 Jahren. Wir sind besonders an der Veränderung dialektaler Sprechweisen interessiert. Nach Möglichkeit versuchen wir dabei, diejenigen Informanten nochmals aufzusuchen, mit denen wir vor Jahren bereits Tonaufnahmen gemacht haben, um mit ihnen neue Tonaufnahmen zu machen. Auf diese Weise erhalten wir Vergleichsmaterialien mit den gleichen Sprechern in einem größeren Zeitabstand.

Nun haben wir in unseren Unterlagen gesehen, daß wir am [Datum der Erstaufnahme] mit Ihnen eine Tonaufnahme machen durften. Sie hatten damals über [Inhalt der Erstaufnahme] erzählt.

Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie auch diesmal zu einer Tonaufnahme bereit wären. Ich oder mein Kollege Christoph Staffa werden Sie in den nächsten Tagen anrufen, um Ihnen unser Forschungsprojekt näher zu erläutern.

In der Hoffnung, daß Sie sich zu einer Mitarbeit bereit erklären, bin ich

mit freundlichen Grüßen (auch im Namen von Herrn Staffa)

Karl-Heinz Bausch

Anhang 4

Leitfaden zur Feldarbeit

1. Kontaktaufnahme

1.1 Persönliches Anschreiben

Der Text ist in einem neutralen und alltagssprachlichen Stil zu halten. Nicht die Institution sollte im Mittelpunkt stehen, sondern der Verfasser des Schreibens als an der Sprachveränderung interessierte Person.

Der Verfasser – oder eine namentlich genannte Person – führen die Feldarbeit durch.

Das Anschreiben enthält folgende Punkte:

- kurze Vorstellung der Institution und des Projektziels,
- Erinnerung an die Zwirner-/Pfeffer-Aufnahme mit Aufnahmedatum,
- Nennung der angesprochenen Themen in der damaligen Aufnahme,
- Bitte um Neuaufnahme,
- Ankündigung der telefonischen Kontaktaufnahme.

1.2 Telefonische Terminabsprache:

Derjenige, der telefonisch den Termin vereinbart, führt auch das Interview, damit eine persönliche und informelle Beziehung zum Informanten entstehen kann (der vertraute Fremde). Vorzimmer-Vermittlung erschwert die Chance. Man wäre ein Fremder im Interview und würde als austauschbarer Vertreter einer Institution interpretiert werden. Ergebnis wäre die unerwünschte Erwartungshaltung beim Informanten, dass er einer Institution gegenüber formale Auskünfte geben müsse.

- Verwenden Sie die Standardsprache mit regionalem Akzent.
- Benutzen Sie eine legere Sprechweise.

- Machen Sie Pausen, damit der Partner übernehmen kann! (turn transition points).
- Erläutern Sie die Aufgaben ihrer Institution nur auf Nachfrage.

Verwenden Sie in etwa folgende Redestücke:

*Guten Abend. ** Hier ist Herr (Namensnennung ohne akad. Titel!) vom Institut für Deutsche Sprache.*

Hoffentlich störe ich Sie nicht?

Kürzlich haben wir Ihnen einen Brief geschrieben. Haben Sie ihn bekommen?

Wir machen gerade eine Untersuchung darüber, wie sich die Sprache in den vergangenen Jahrzehnten verändert hat. Besonders sind wir daran interessiert, wie sich die Sprechweise verändert hat. Dazu vergleichen wir die Sprechweise aus älteren Aufnahmen mit der von heute. Dabei haben wir in unserem Archiv auch eine Tonaufnahme mit Ihnen gefunden, die wir (Jahr) gemacht haben.

Erinnern Sie sich noch an das Gespräch damals?

*Ich möchte Sie nun fragen, ob Sie sich noch mal für ein Gespräch zur Verfügung stellen würden. * Bei der Gelegenheit würden wir Ihnen auch die alte Aufnahme mitbringen.*

Zum Nachhaken: Wir geben Ihnen (selbstverständlich) auch eine Kopie der Aufnahme von damals.

*Wir wollen nur ein ganz legeres Gespräch führen * Es wird nicht länger als eine Stunde dauern.*

*Wann könnte ich kommen, * wann passt es Ihnen? * Ich richte mich ganz nach Ihnen. * Ich kann selbstverständlich auch abends kommen.*

Wie finde ich zu Ihnen. Ich komme mit dem Auto von (nahe gelegenen größeren Ort nennen)

**

(Wegbeschreibung aushandeln/sie zusammenfassend wiederholen)

**

*Recht herzlichen Dank bis ** (Wochentag / Datum / Uhrzeit) bei/in (Ort).

**

Auf Wiedersehen

2. Erhebungen zum Kontext

2.1 Auswertung der Erstaufnahmen

- Hören Sie die Erstaufnahme nochmals an. Machen Sie Notizen zu angesprochenen Themen, die Sie im Interview vergleichend ansprechen können (früher/heute).
- Notieren Sie Wörter aus der Aufnahme (mit Kontext!), zu denen sie Verständnisfragen stellen können, z.B.: Ortsnamen, Fachwörter, dialektale Ausdrücke.
- Recherchieren Sie alternative Fahrtrouten zum Wohnort des Informanten, damit Sie einen Rat zur Fahrtroute und eine Wegbeschreibung einholen können.

2.2 Ortsbegehung

Nehmen Sie sich vor dem Gespräch mindestens eine Stunde Zeit, um das Wohnumfeld des Informanten in Augenschein zu nehmen. Geben Sie Ihre Beobachtungen zu Protokoll, damit man zum Vergleich mit dem Wohnumfeld anderer Sprecher eine Ortsbeschreibung hat und Sie dem Informanten konkrete Fragen zum Wohnort/Wohnviertel stellen können. Achten Sie auf:

- Ortsgliederung (alter Ortskern, Erweiterungen, Peripherie) und deren Zustand,
- Modernisierungstendenzen und Archaisches im Ortsbild,
- Wirtschaftsstruktur (Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe) deren Lage und Größe,

- verkehrstechnische Anbindung zur nächsten Stadt (Straßen, Bahn, Bus),
- Wohnviertel (Alt-/Neubauten, kleine Häuser/Siedlungsblöcke),
- Treffpunkte: (Geschäfte, Gaststätten, Haltestellen, Spielplätze, Freizeitanlagen),
- Personen: Frauen/Männer/Jugendliche (Aussehen, Kleidung).
- Charakterisieren sie die Wohnviertel nach „arm – reich“ (Fassaden, Balkone, Vorgärten, PKWs, Kleidung der Leute).
- Lesen Sie Namensschilder an Hauseingängen.
- Lesen Sie Aushänge (Rathaus, Kirchen, Vereinsschaukästen).
- Hören Sie auf die Sprechweise der Leute.
- Holen Sie bei Personen unterschiedlicher Generation eine Wegauskunft ein.

3. Anlage der Befragung

Die Befragung besteht aus dem Gespräch (3.1), in dem die in 3.2 genannten Gesprächsthemen abgearbeitet werden, aus dem Anhören und Kommentieren der Erstaufnahme (3.3) und aus dem Erheben der Vergleichsdaten Wochentage (4.1) und Lesestil (4.2). Diese Punkte sollten maximal eine Stunde in Anspruch nehmen.

3.1 Das Gespräch

Das Interview soll nach Möglichkeit in der Wohnung des Informanten stattfinden.

- Das Interview muss den Charakter einer entspannten persönlichen Unterhaltung haben.
- Der Informant muss das Gefühl und die Chance haben, erzählen zu dürfen.
- Tragen Sie unauffällige Kleidung (Sakko und Krawatte signalisieren Formalität und Distanz!).

- Das Ausschließen von anwesenden Familienangehörigen (z.B. Ehefrau, Kinder, Freunde) schafft Distanz. Gestatten Sie ausdrücklich die Anwesenheit Dritter, etwa mit der Bemerkung: „*Sie können ruhig hier bleiben. Sie stören nicht.*“
- Das Aufzeichnen des Interviews muss beiläufig bleiben, d.h. richten Sie Steckverbindungen und Bandaufklappung Ihres Aufnahmegeräts vorher ein; benutzen Sie ein unauffälliges Mikrofon; legen Sie Ihr Aufnahmegerät nicht auf den Tisch, sondern auf den Boden oder einen Stuhl.
- Sprechen Sie mit den Dialektsprechern ihre regionale Umgangssprache/Ihren Dialekt, mit den Hochsprachensprechern Ihre Standardsprache mit dem regionalen Akzent. Konvergieren Sie nicht mit dem Sprecher Richtung Hochsprache.

Geben sie phatische Signale – wie ein geschulter Medienjournalist oder Moderator – möglichst nonverbal. Verbale Signale (*ja; hm* u.ä.) stören u.U. die Konzentration des Informanten und dessen Erzählfluss. Durch nonverbale Signale bleibt das Erzählen ein geschlossener Redebeitrag innerhalb des Interviews.

Hinweise zur Gesprächsführung:

Das Einhalten der Reihenfolge der Themen 1 bis 13 ist nicht zwingend. Spricht ein Informant auf Eigeninitiative zu anderen Themen, erübrigen sich die entsprechenden Fragen. Die Ausformulierung der Fragen ist frei. Die folgenden Fragen sind nur eine Stütze zur Gesprächsführung.

3.2 Die Gesprächsthemen:

Die folgenden Themen sollen im Gesprächsverlauf angesprochen werden:

- 0) Einstieg
- 1) Orts- bzw. Quartier-Entwicklung
- 2) Lebensqualität des Quartiers
- 3) Lebenslauf des Informanten
- 4) Erwerb des Dialekts/Hochdeutschen in der Jugend

- 5) Dialekt/Hochdeutsch im Beruf und mit Fremden
- 6) Sprachverwendung in der Familie
- 7) Sprachverwendung im Freundeskreis
- 8) Freizeitverhalten und soziale Einbindung
- 9) Kontinuität von sozialen Netzwerken
- 10) Öffentliche Verwendungsbereiche von Hochsprache und Dialekt
- 11) Veränderungen des Dialektgebrauchs im Ort
- 12) Einstellungen zu Dialekt und Hochsprache
- 13) Einschätzung der eigenen Hochsprache gegenüber der Norm

Zu 0: Einstieg

- Reden über Anreise/Wetter
- Betonen Sie kurz ihr persönliches Interesse an der Veränderung der Sprechweisen zwischen den Fünfzigerjahren und heute.

Zu 1: Orts- bzw. Quartier-Entwicklung

- *Wie hat sich der Ort seit damals verändert?*
- (ggf. Augenscheinwissen aus 1c einbringen)

Zu 2: Lebensqualität des Quartiers

- *Wie lebt es sich heute hier? (Einkaufsmöglichkeiten, wie sind die Leute, die Nachbarn?)* (ggf. Augenscheinwissen aus 1c einbringen)
- *Wo gehen Sie hin, wenn sie größere Anschaffungen machen (z.B. Kleidung)?*

Zu 3: Lebenslauf:

- *Sie haben damals angegeben, dass sie (Berufangabe) sind. ** Wie ging es dann in Ihrem Lebenslauf weiter?* Der Teil ist eine Erzählung + Befragung.

- Im Anschluss an das Thema oder Interview sollte ein kurzer Fragebogen zu den Personaldaten zum Selbstausfüllen nachgereicht werden. Geboren am?; Eltern woher?, Beruf der Eltern?; wo aufgewachsen?; wann in welche Schule gegangen?; welche Schul- und Berufsausbildung?; ausgeübte Berufe, längere Ortswechsel?, verheiratet? (Ehe-/Lebenspartner, Geburtsjahr, woher, Ausbildung, Beruf?); Kinder, Alter, Ausbildung, Tätigkeiten/Berufe, Wohnort, verheiratet, Enkel.

Zu 4: Erwerb des Dialekts/Hochdeutschen in der Jugend

- *Wie und wann haben Sie Dialekt gelernt?*
- *Wie haben die Eltern mit Ihnen gesprochen?*
- *Wie und wann haben Sie Hochdeutsch gelernt?*
- *Wie haben die Lehrer in der Schule gesprochen?*
- *Wie haben Sie als Kind mit Gleichaltrigen gesprochen?*

Zu 5: Dialekt/Hochdeutsch im Beruf

- *Welche Rolle hat Hochdeutsch in Ihrer Lehrzeit und im Beruf gespielt?*
- *Merken die Leute, aus welcher Gegend Sie kommen, wenn Sie Hochdeutsch sprechen?*
- *Gab es Situationen, in denen Sie sich besonders bemühen mussten, Hochdeutsch zu sprechen?*
- *Bemühen Sie sich heute noch so wie früher, Hochdeutsch zu sprechen, wenn Ihr Gegenüber Hochdeutsch spricht (z.B. ein Norddeutscher ist)?*
- *Hat sich Ihr Dialekt/Hochdeutsch im Lauf der Jahre verändert?*
- (ggf. Erzählungen über Schlüsselerlebnisse und Krisensituationen hervorlocken).

Zu 6: Sprachverwendung in der Familie

- *Wie sprechen Sie zu Hause (mit Ihrer Frau, mit den Kindern)?*
- *Wie sprechen die Kinder mit Ihnen?*

- *Wie sprechen die Kinder untereinander?*
- *Haben Sie die Kinder angehalten, (gut) Hochdeutsch sprechen zu lernen?*
- *(Spracherziehung der Kinder und Zuständigkeit dafür bzw. den Anteil daran von Vater/Mutter/Großeltern erfragen).*

Zu 7: Sprachverwendung im Freundeskreis

- *Wie spricht man unter Ihren Verwandten/Freunden/Bekannten z.B. auf einer Geburtstagsfeier?*
- *Wenn Sie mit Verwandten und Freunden telefonieren, wie sprechen Sie miteinander?*

Zu 8: Freizeitverhalten und soziale Einbindung

- *Was tun Sie in der Freizeit? Was ist Ihr Hobby? Erzählen Sie davon.*
- *Treffen Sie sich öfters mit Freunden (wie oft; was machen Sie gemeinsam)?*
- *Sind Sie in einem Verein (in welchem, wie oft gehen Sie hin, was macht der Verein, warum sind Sie dabei)?*
- *Wie spricht man dort (untereinander, auf Versammlungen)?*
- *Wie sprechen die Jüngeren, Jugendlichen, alten Leute dort?*
- *Wie sprechen die Jugendlichen mit den Erwachsenen?*
- *Wo machen Sie Urlaub? (Zum Erzählen von Urlaubserlebnissen auffordern).*

Zu 9: Kontinuität von sozialen Netzwerken

- *Haben Sie außerhalb der Familie Verwandte oder Freunde, mit denen Sie über alles sprechen können?*
- *Woher und wie lange kennen Sie sie?*

Zu 10: Öffentliche Verwendungsbereiche von Hochsprache und Dialekt

- *Nennen Sie einige Situationen, in denen man Hochdeutsch sprechen sollte.*
- *Gilt das auch für hier, Ihren Wohnort?*
- *Auf Situationen abheben: Wie sprechen Sie z.B.:*
 - *mit Ihren Nachbarn,*
 - *auf einem Amt,*
 - *beim Arzt,*
 - *während des Einkaufens,*
 - *in Gaststätten,*
 - *in Vereinen?*

Zu 11: Veränderungen des Dialektgebrauchs im Ort

- *Hat sich der Dialekt hier im Ort geändert (warum, was hat sich geändert)?*
- *Wer spricht noch Dialekt?*
- *Glauben Sie, dass Jugendliche untereinander noch Dialekt sprechen (welche)?*
- *Wie sprechen eigentlich die ehemaligen Gastarbeiter und deren Kinder?*
- *Gibt es hier auch noch ehemalige Flüchtlinge, die man an ihrer Sprache erkennt?*

Zu 12: Einstellungen zu den Varietäten

- *Finden Sie es gut, wenn man Dialekt sprechen kann (warum)?*
- *Glauben Sie, dass man Nachteile hat, wenn man **nur** Dialekt sprechen kann (welche, wann, wo)?*
- *Was denken Sie, wenn Sie z.B. Politiker, Fernsehmoderatoren oder Leute auf Ämtern Dialekt sprechen hören?*

Zu 13: Einschätzung der eigenen Hochsprache gegenüber der Norm

- *Wie würden Sie Ihr Hochdeutsch einstufen, wenn Sie es mit Politikern und Moderatoren von Unterhaltungssendungen vergleichen?*
- *Wie würden Sie Ihr Hochdeutsch einstufen, wenn Sie es mit Arbeitskollegen und der Ortsprominenz (Bürgermeister, Vereinsvorsitzende, Lehrer, Pfarrer) vergleichen?*
- *Glauben Sie, dass man hier in der Gegend irgendwann mal so Hochdeutsch sprechen wird wie die Nachrichtensprecher?*

Wenn die Informanten Ereignisse oder Erlebnisse andeuten, genügt oft ein Nachhaken zum Auslösen einer Erzählung. Hier eine Liste entsprechender Stimuli:

- *Erzählen Sie doch mal, wie*
- *Welche(s) (Geschichte/Erlebnis) fällt Ihnen in dem Zusammenhang ein?*
- *Wie ist/war das genau?/Wie ist das abgelaufen?*
- *Wie hat/haben XXX darauf reagiert?*
- *Was hat/haben XXX dann gesagt?*
- *Wie ging das dann weiter?*
- *Was machen die/Sie da (noch) so?*
- *Warum ...?*

3.3 Kommentieren der Erstaufnahme

Spielen Sie die Erstaufnahme aus den Fünfzigerjahren auf einem gesonderten Abspielgerät ab, damit Sie die Bemerkungen des Informanten zur Erstaufnahme mitschneiden können.

Schweigen Sie während und nach dem Abspielen der Aufnahme, damit der Informant ungesteuert seinen persönlichen Ersteindruck formulieren kann.

- *War das damals Ihre normale Sprechweise oder mussten Sie schauspielern (woran erkennen Sie das)?*

- *Sprechen Sie den Dialekt heute noch so gut wie damals?*
- *Was hat sich, verglichen mit damals, an Ihrer Sprache verändert?*
- *Erinnern Sie sich jetzt an die Aufnahme oder an das, was Sie damals erzählt haben?*
- *Könnten Sie heute auch noch ähnliche Geschichten erzählen?*
- (Falls er zustimmt, ihn zum Erzählen einer Geschichte auffordern.)
- Die vorbereiteten Fragen zum Textverständnis (s.o. 2.1) stellen.

4. Erheben von Vergleichsdaten

4.1 Zahlen und Wochentage

- *Zählen Sie bitte von 1 bis 10*
bei Dialektsprechern: *in ihrem Dialekt.*
bei Hochsprachesprechern: Keine Anweisung geben!
- *Nun zählen Sie noch ein mal von 1 bis 10 in ihrer Hochsprache/Schriftsprache, z.B. wie Sie es auf einer Behörde tun würden.*
- *Wie nennen die Leute die Wochentage?*
(bei Dialektsprechern:) *in Ihrem Dialekt?*
(bei Hochsprachesprechern:) *hier im Ort?*
- *Nun nennen Sie die Wochentage noch einmal in der Hochsprache/Schriftsprache, wie man sie hier in der Gegend gebraucht.*

(Verwenden Sie zuerst den Ausdruck „Hochsprache“. Falls ein Verstehensproblem auftaucht, erläutern Sie den Begriff durch „Schriftsprache“ oder durch die Paraphrase „nach der Schrift sprechen“. Der Begriff „Standardsprache“ ist den meisten Sprechern unbekannt!)

4.2 Lesestil:

- *Zwischen dem Sprechen und Vorlesen besteht ein riesiger Unterschied. Würden Sie bitte zum Abschluss noch die beiden Texte vorlesen, damit wir auch den Unterschied feststellen können!*

Falls der Informant Probleme mit dem Lesen hat, trösten Sie ihn:

- *Vielleicht ist es hier zu dunkel. ** Sie dürfen natürlich Ihre Brille benutzen. ** Man liest ja nicht jeden Tag einen so komplizierten Text laut vor.*

(Lesetexte s. folgenden Anhang 5)

Anhang 5

Lesetexte

Lesetext 1:

Es drehen sich noch einige Mühlräder an Odenwaldbächen, und bei ihrem Anblick könnte man nostalgischer Schwärmerei verfallen und vergessen, dass sich auch diese Landschaft verändert hat. Der Hochwald stirbt auf weiten Flächen. Viele Dörfer und Städte haben ihr Gesicht verloren, haben durch die Mißachtung landestypischer Bauweise und die Verschandelung alten Baubestandes gelitten. Talauen und Berglehnen werden von neudeutschen Eigenheimen, von Gewerbegebieten und Einkaufszentren überwuchert. Dorfstraßen sind zu Verkehrsschneisen geworden. Mauerwerk wurde hinter Kunststoffplatten versteckt. Einscheibenfenster „Typ 2000“, verdrängten die alten Sprossenfenster. Lebendige Dachlandschaften wurden geradegerückt und mit Normziegeln gedeckt. Alte Lattenzäune wurden durch Betonelemente ersetzt. Es mag uns ein Trost sein, daß dennoch so viel Schönheit erhalten blieb. Aber für die Zukunft wäre es wichtig, andere Wege zu finden: das Alte zu respektieren, auch wo es krumm und faltig ist, und die Natur zu schützen, auch wo sie mit Wildwuchs in unsere Gärten eindringt.

(144 Wörter – Aus: Müller, Ferdinand (1994): Kulturlandschaft Odenwald Bergstraße. Weinheim)

Lesetext 2:

Heppenheim konnte sich bis zum Tage der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 mit dem Attribut eines Weinbauzentrums in dem kleinsten deutschen Weinbaugebiet, der Hessischen Bergstraße, schmücken. Die rund 25.000 Einwohner zählende Kreisstadt liegt an einer von Nord nach Süd verlaufenden europäischen Entwicklungsachse in unmittelbarer Nähe des Rhein-Main- und des Rhein-Neckar-Wirtschaftsraumes. Obgleich die industrielle Entwicklung des 19. Jahrhunderts an Heppenheim vorbeigelaufen ist – was nicht zuletzt der Erhaltung der romantischen Altstadt und der einzigartigen Kulturlandschaft zugute kam – hat Heppenheim heute den Anschluss an die moderne Zeit gefunden. Die früher vom Hochwasser der Weschnitz gefährdete und erst nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserte Westgemarkung zwischen Autobahn A 5 und Bahnlinie hat es ermöglicht, durch zahlreiche Neuansiedlungen eine Wirtschaftsstruktur zu entwickeln, die für den Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft geradezu typisch ist. Neben namhaften Firmen der Lebensmittelbranche internationaler Konzerne bieten zahlreiche Dienstleistungs- und Serviceunternehmen rund 12.000 Arbeitsplätze. Die Kreisstadt Heppenheim partizipiert seit Jahren an dem wirtschaftlichen Erfolg der südhessischen Region Starkenburg, deren Name sich historisch von der ältesten Höhenburg an der Bergstraße herleitet, die oberhalb von Heppenheim auf der Spitze eines 294 Meter hohen Berges liegt und dem Besucher der Kreisstadt eine „dritte Perspektive“ von dem Hausberg der Heppheimer eröffnet.

(197 Wörter – Aus: Kreisstadt Heppenheim, Heppenheim 1991)

Institut für Deutsche Sprache
Mannheim



00032242